

Die Garterlaube



Vom Ohr zum Herzen

Ratlos, 25. Sie sind seit vier Jahren glücklich verheiratet. Vor einigen Monaten hatten Sie bei einer gemeinsamen Motorradfahrt einen schweren Unfall. Ihr Mann verlor dabei einen Arm und behielt eine entstellende Narbe im Gesicht, während Sie selber nur leicht verletzt wurden. Sie sehen nun Ihre eigene Liebe in Gefahr, weil das Gebrechen Ihres Mannes Sie so sehr stört, daß Sie ihn „beim besten Willen nicht mehr richtig lieben können“.

Ich glaube nicht, daß man in drei Monaten Prüfung schon den „besten Willen“ erschöpft haben kann! Sie sind nicht nur an Jahren jung, sondern auch noch weit von fraulicher Reife entfernt, sonst könnten Sie nicht so bald den Gedanken erwägen, Ihren Mann im Stich zu lassen, der eine Fahrt, die zu gemeinsamer Freude unternommen wurde, in so tragischer Weise büßen muß, der auf die Hilfe seiner Lebensgefährtin stärker angewiesen ist als je! Daß es Ihnen schwer wird, sich an die traurige Veränderung zu gewöhnen, wird Ihnen niemand verargen; vergessen Sie jedoch nicht, daß in der Ehe nicht die Einnensfreude allein ausschlaggebend ist, daß ehrliche Kameradschaft und feste Zusammengehörigkeit sich in ihr erfüllen sollen. Vier glückliche Ehejahre liegen hinter Ihnen, in denen Ihr Mann Ihnen die Sorgen des Lebens abgenommen hat, in denen Sie geschützt und behütet worden sind; und jetzt, wo Sie selbst Kraft und Fürsorge beweisen müßten, wollen Sie davongehen?! Aber ich glaube, Sie sind gar nicht so lieblos, wie Sie sich zeigen; Sie sind nur schwach und mutlos geworden und haben damit auch Ihr Selbstvertrauen verloren, so daß Sie gar nicht mehr wissen, wieviel jetzt auf Sie ankommt. Es ist doch eine der ernstesten, deshalb aber auch schönsten Aufgaben der Frau, vor der Sie flüchten: Helfen und Trösten. Fürchten Sie nicht, daß deshalb Ihr Leben nur noch ein einziger großer Verzicht sein wird! Jede wirkliche Leistung erhöht unser Lebensgefühl, und das Wort vom Glück der inneren Befriedigung ist keine Phrasen.

Politik. Sie haben oft Gäste in Ihrem Haus und freuen sich an froher, zwangloser Geselligkeit. „Jetzt aber“, schreiben Sie, „ist es nicht mehr auszuhalten; nichts als Politik, Zank und Streit, und wir Frauen sitzen dabei und langweilen uns.“

So unerquicklich es ist, wenn Menschen diskutieren, um im Grunde nur einer dem andern seine Überzeugung aufzudrängen, so dürfen Sie

doch nicht übersehen, daß es bei der augenblicklichen Lage selbstverständlich ist, wenn Politik und Wirtschaftsfragen im Vordergrund des Interesses stehen. Ein wenig beschämend finde ich es, wenn Sie erzählen, daß die Frauen gelangweilt dabei sitzen; man braucht keineswegs eine schlechte Hausfrau oder Mutter zu sein, wenn man auch für diese Fragen ein bereites Ohr und Herz hat. Das Schicksal, die nächste Zukunft unseres Landes, geht die Frauen ebenso an wie die Männer, und es ist ein unfruchtbarer Pessimismus zu denken: Ach, es wird ja doch nichts besser, ich kümmere mich um nichts. Also ruhig mitdiskutieren und als Hausherrin dafür sorgen, daß der Streit in den rechten Bahnen bleibt!

Ilse, Frankfurt. Ein Freund Ihres Mannes hat vergebens versucht, Beziehungen zu Ihnen anzuknüpfen, die nichts mehr mit Freundschaft zu tun haben. Sie haben ihm „gehörig die Meinung gesagt“ — und der Erfolg ist, daß derselbe Mann Sie nun bei Ihrem Gatten verdächtige und in jeder Weise gegen Sie hetzt.

Das alte Lied: Der abgewiesene Verehrer wird zum bittersten Feind und versucht, der Frau gerade jenes Unrecht zuzuschreiben, daß er selber gern begangen hätte. Es war ein großer Fehler von Ihnen, sich nicht sofort Ihrem Mann anzuvertrauen, und in der guten Absicht, die Freundschaft nicht zu stören, haben Sie Ihre Ehe in Gefahr gebracht. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als auch jetzt noch mit Ihrem Mann offen zu sprechen. Jedenfalls kann doch Ihre Freundin, der Sie sich einmal anvertrauten, bestätigen, daß Sie sich vor Wochen über das Benehmen des betreffenden Mannes beklagt haben. Da Ihre Ehe, wie Sie schreiben, sehr glücklich war, wird doch Ihr Mann Ihnen Glauben schenken.

W. P. Sie beklagen sich darüber, daß Ihre unverheiratete Schwester eine Stellung im Haushalt angenommen hat, anstatt sich von Ihnen als Bruder eine „bescheidene aber sichere monatliche“ Unterstützung zahlen zu lassen, um der Verwandtschaft gegenüber ein standesgemäßes Auftreten zu bewahren.

Ich habe wirklich nicht geglaubt, daß es heute noch Menschen gibt, die der Meinung sind, daß irgendeine ehrliche Arbeit beschämend ist. Es ist ein sehr begreiflicher und gesunder Instinkt, der Ihre Schwester treibt, sich mit eigener Kraft zu erhalten, und sie verdient volle Hochachtung. Mir scheint, Sie fühlen sich am meisten in Ihrer Eitelkeit verletzt, weil die Verwandtschaft vielleicht an Ihrer Hilfsbereitschaft zweifeln könnte, aber Sie dürfen von Ihrer Schwester wirklich nicht verlangen, daß sie ihre Entscheidungen von einem so törichtem Berede beeinflussen läßt.

BAD-NAUHEIM

Gesenkte Kurabgabe

Auskünfte: Hess. Staatsbad und Reisebüros
In Berlin: Auskunftsstelle für Bad-Nauheim, W 62,
Bayreuther Str. 36 hp, am Wittenbergplatz
(B. 5. Barbarossa 3098)

Das Herz- und Rheuma-Bad

Gleich gute Heilerfolge bei Beginn Arterienverkalkung, Gicht, Bronchitis, Rückenmarks- und Nervenleiden. Kohlensäurereiche Kochsalzthermen. Mannigfache Bäderformen in abgestuften Stärken. Inhalatorium. Schöner Erholungsaufenthalt. Vorzügliche Unterkunft bei angemessenen Preisen.

Neuer Golfplatz

Klein-Continental



FÜR DIE REISE!

Das moderne Schreibzeug für jedermann

Einzelheiten und Druckschrift 664 unverbindlich.
WANDERER-WERKE A.-G., Schönau-Chemnitz.



Ihr
schönes
Fall-

obst geht verloren

wenn Sie es nicht sofort verarbeiten. Marmeladebereitung erfordert zuviel Arbeit und Zucker. Mit der Mostmax Patent-Kelter aber kann jede Menge bequem versaftet werden ohne Zuckerzusatz. Verlangen Sie kostenlos Süßmostrezepte von
Hans Kaltenbach,
Mostmax Fabrik, Lörrach/Baden

Statt Marienbad!



Früher fuhren die Dicken nach Marienbad. Heute können Sie es viel einfacher haben, um schlank zu werden. **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee** räumt überflüssige Fettablagerungen fort, erneuert die Säfte und bewahrt jugendl. Schlankheit u. Körperfrische. Der Tee schmeckt gut und kann kalt oder warm getrunken werden. Pack. M. 1.80, Korp. M. 9.—, extrastark: M. 2.25 und 11.25. In allen Apotheken und Drogerien. Nehmen Sie nur den echten

Dr. Ernst Richters FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE

„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Gullstraße 7

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Eherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Verkauf darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltenen Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Eherl G. m. b. H. Hauptdruckschriftleitung: Heinr. Mehlum in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pfister, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 85-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Eherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Eherl G. m. b. H., Berlin.

200-Jahrfeier in der Potsdamer Garnisonkirche

Mit einem feierlichen Festgottesdienst wurde das Jubiläum der historischen Stätte begangen, die alle Erinnerungen preussischer Geschichte in sich birgt. Der Feldprobst der Armee D. Schlegel gedachte in seiner Ansprache auch der Toten der „Niobe“. Die Kirche, deren Inneres reich mit Blumengewinden geschmückt war, war bis auf den letzten Platz besetzt

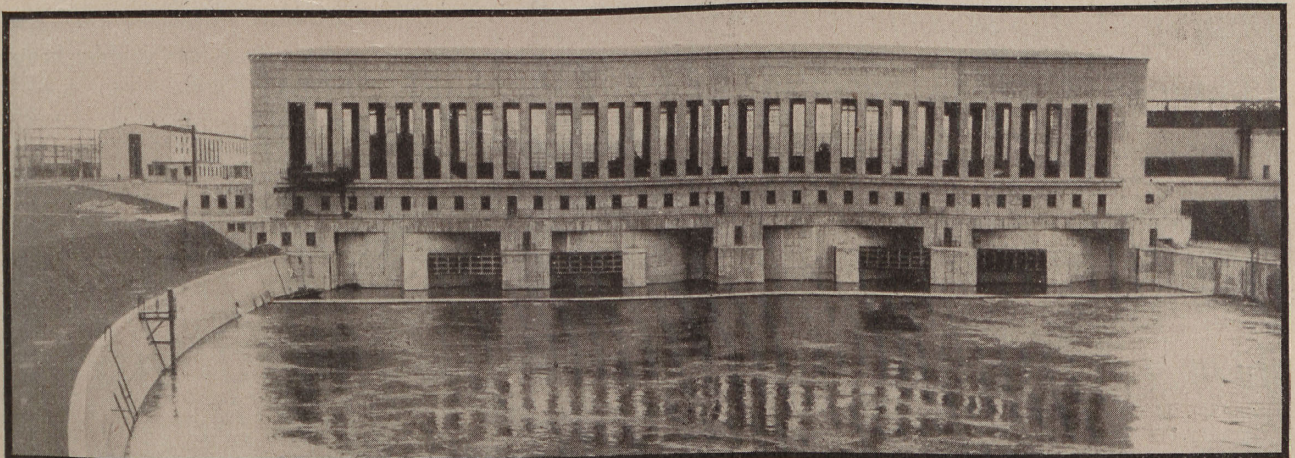
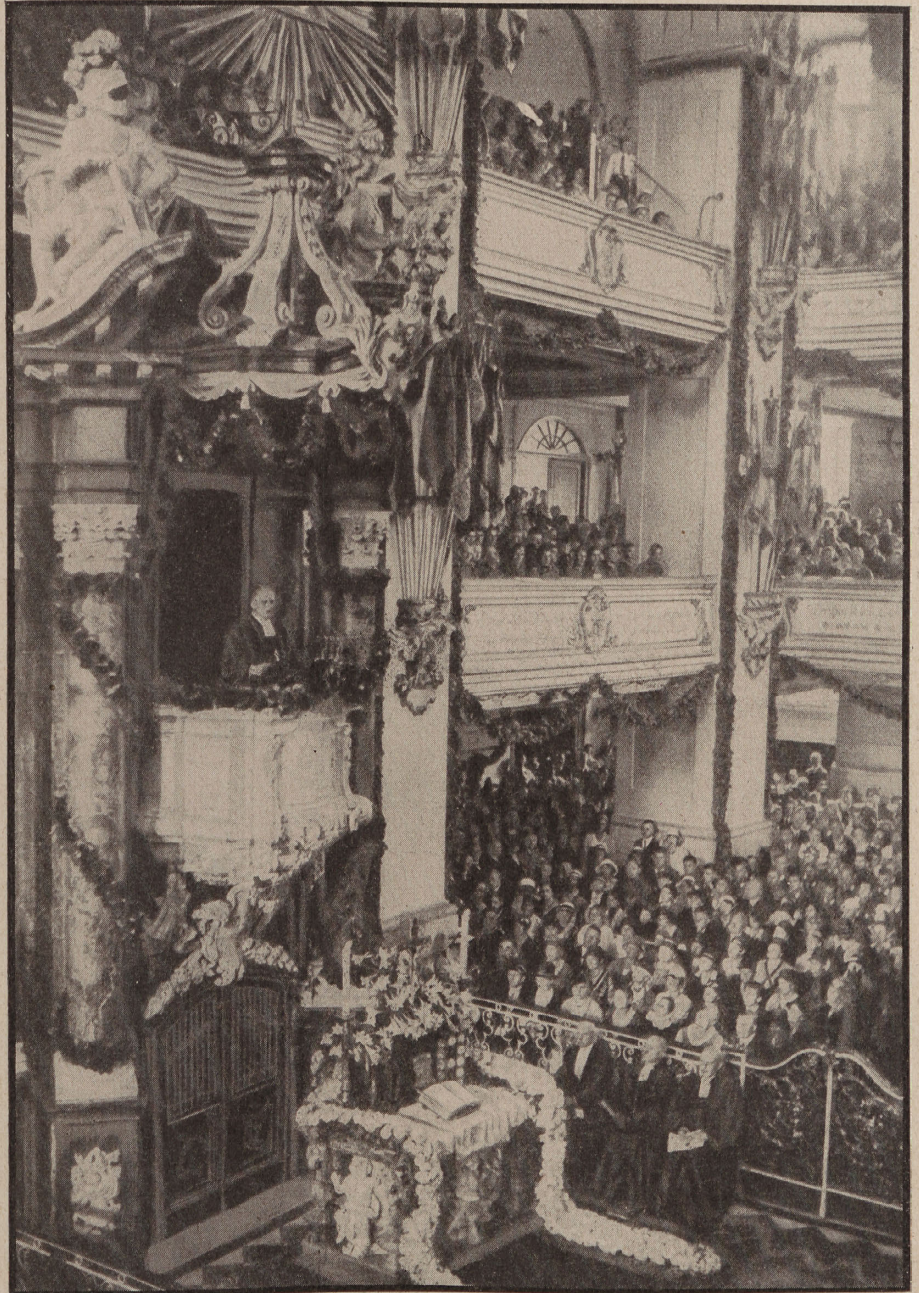
Aufn. Scherl



Der österreichische Bundeskanzler a. D.

Dr. Ignaz Seipel

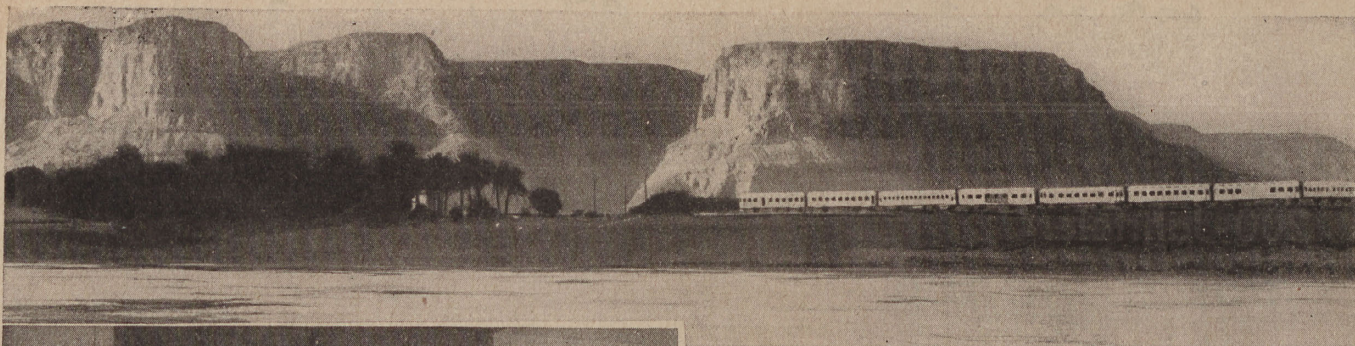
starb an den Folgen der Lungenschwindsucht, in ihm verliert Österreich seinen bedeutendsten Staatsmann der Nachkriegszeit



Deutschland und die Schweiz schaffen ein gemeinsames Kulturwerk in der Großkraftanlage Ryburg-Schwörstadt a. Oberrhein

Das riesige Kraftwerk erstreckt sich vom deutschen zum schweizerischen Ufer

Aufn. Max Löhrich

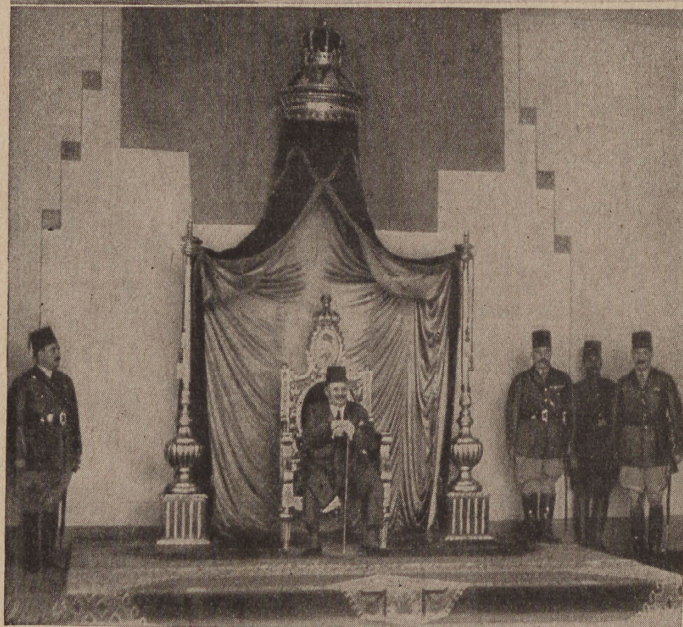


Ein Märchenbild von 1932: Der Salonzug des Königs fährt auf eigens angelegtem Gleis nach Karnak=Luxor

Eröffnung der neuen Nilschleuse

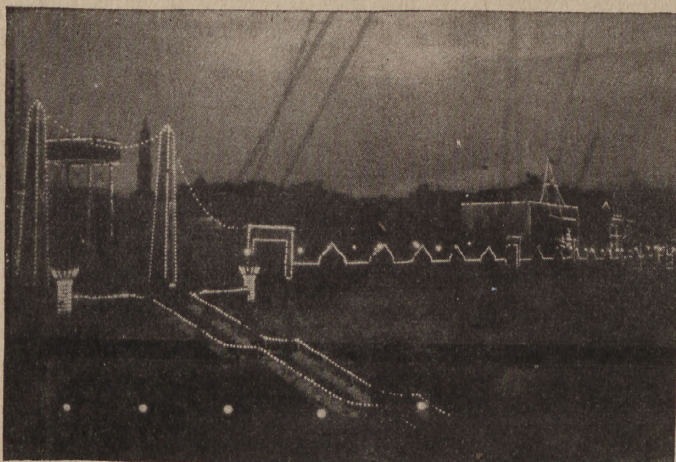
Bei Assuan in Oberägypten, 900 km oberhalb von Kairo, wurde in Anwesenheit des ägyptischen Königs Fuad eine neue Nilschleuse eröffnet, deren Damm ungefähr 9 m über die alte Anlage erhöht wurde. — Die Bilder entstammen der Privatmappe des Königs

Aufnahmen: Paul Isaac



König Fuad von Ägypten auf seinem Thronessel

Unten: Der Eingang zur Schleuse ist festlich illuminiert



Nilsegler warten auf die Öffnung der Schleuse

Unten: Die Schleusen- und Staudammmauer von der königlichen Jacht aus gesehen



Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Das diamantene Herz

ERZÄHLUNG VON MAX MOHR

„Das Herz ist älter als das Gehirn“, sagte einer von den jungen Leuten, „älter und stärker als das ganze Geschöpf, in dessen Busen es schlägt. Um das zu erkennen, braucht man nicht erst die Schwarten der Entwicklungsgeschichte zu durchstöbern und die Querschnitte des menschlichen Embryos zu begucken. Man muß nur einmal eine junge Taube einfangen und sie zwei oder drei Minuten lang festhalten. Gewiß, der Tierblick, der einen dabei trifft, ist etwas Überirdisches; man spürt darin eine mondenalte gemeinsame Todesangst. Aber tastet man mit den Fingertuppen unter den Flaum, dort, wo das Herzchen pocht, dann ist man so gleich noch viel näher berührt. Zwischen den zwei Augenpaaren droben schieben sich manche fremde Welten ein, die sich nicht mehr ergründen lassen, jedoch hier unten sitzt das gleiche Wunderwerk wie in der eigenen Brust. So läßt man denn, hat man das alte Ding dadrinnen erst gespürt, das Täubchen gern wieder flattern.“

„Oder man schlachtet es“, sagte ein anderer junger Mann. „Das alte Ding dadrinnen ist ein muskulöses Hohlorgan, das den Blutkreislauf besorgt, durch eine Scheidewand halbiert, jede Hälfte durch Klappen in eine Vorkammer und eine Kammer geschieden; mehr läßt sich darüber nicht aussagen. Höchstens noch, daß die Ärzte, die Spezialisten des Herzens, ein paar Herzkrankheiten kennen, dazu ein paar Herzmittel, neuerdings auch eine Herzchirurgie. Man schneidet ja jetzt den Selbstmördern, wenn man schnell genug drankommt, die Kugeln einfach wieder raus und näht zu, und fertig.“

„Und die Dichter, die andern Spezialisten von diesem alten Ding dadrinnen?“, fragte eines von den Mädchen in sentimentalem Ton. „Ach, die wissen auch nicht mehr als die Ärzte! Früher reimten sie Herz auf Schmerz, dann wurden sie mondän und reimten's auf Herz, schließlich verzweifelte sie und gaben's auf, einen neuen Reim auf dieses alte Ding dadrinnen zu finden.“ Und das andere Mädchen stieß einen komischen Seufzer aus und sagte: „Ja, wir leben in einer herzlosen Zeit.“

Man tritt eine Zeitlang hin und her, ob man in einer herzlosen Zeit lebte oder in einer herzhaften Zeit. Man

war — so stand es mit den jungen Leuten nun einmal — halb verzweifelt, halb stolz. Schließlich erzählte der mit der Taube eine Geschichte, die Geschichte von Barbara Offerton und dem diamantenen Herzen. Er sagte, den neuen Reim auf das alte Ding dadrinnen könnte sich zum Schluß jeder Zuhörer selber machen. Und er sagte auch noch, bevor er begann, diese Geschichte fiele ihm nur ganz zufällig ein, und es gäbe Millionen von solchen Geschichten in unserer Zeit. Man müßte nur einmal durch die Straßen bummeln, in irgendeiner Stadt, zu irgendeiner Stunde, am besten natürlich an einem Märztag mit einem verfrühten sommerlichen Hochdruck. Und man müßte dabei ganz wach sein, ganz wach sich zum Bewußtsein bringen, daß tatsächlich jeder Passant, den man streift, unter seinem Mantel, Rock, Hemd, Fell und Rippenbogen dieses alte starke Ding im Busen trägt.

I.

An einem solchen Märztag mit einem verfrühten sommerlichen Hochdruck bummelten längs der Außenalster in Hamburg zwei Freunde. Der eine hieß Lorenz Melcher, der andere hieß Alexander Schillinger. Sie waren beide gut gewachsen, große, breite Gestalten, und standen ungefähr im gleichen Alter, Ende dreißig. Sie hatten sich für einen freien Nachmittag verabredet und wußten jetzt nicht recht, wohin damit.

Lorenz Melcher stammte aus Süddeutschland. Er lebte aber schon viele Jahre in Hamburg. Er war als Arzt im Hafentrankenhaus angestellt. Nach dem Krieg war er eine Weile als Schiffsarzt unterwegs gewesen, dann war er hier hängengeblieben. Jeden Monat bekam er einen Brief von seiner Mutter, in dem sie sich beklagte, daß seine untergeordnete Assistentenstellung nicht seiner guten und teuren Ausbildung entspräche. Er schrieb dann zurück: „Sorg dich nicht, Mutterchen! Es geht deinem alten Vagabunden gut genug.“ Und tatsächlich hatte er etwas Vagabundisches an sich. Seine Augen waren hell, und seine Haare waren dunkel; wenn er lachte, sah er wie ein Schuljunge aus, und am Bett seiner Schwerkranken konnte er einem uralten weisen Priester gleichen; manche Frauen behaupteten, er

wäre die Güte selber, und andere nannten ihn ein boshaf-tes Tier, giftig bis in die Knochen: Er wies wirklich etwas von jener Gespaltenheit des Wesens auf, die den Bagabunden ausmacht, ob er nun auf der Landstraße dippelt oder im Klubjessel hockt.

Alexander Schillinger war ein gebürtiger Hamburger und machte den Frauen, mit denen er zu tun hatte, nicht so viel Kopfzerbrechen wie Lorenz Melcher. Man kannte seine Familie. Man wußte, was für eine Geborene seine Mutter und seine Großmutter gewesen waren. Man kannte auch die Familieneigenschaften der Schillingers und wußte, daß sie alle miteinander klug und scharf waren, ob sie nun Exporteure oder Rechtsanwälte wurden. Alexander war zwar aus der Berufsreihe seiner Ahnen ausgesprungen und Architekt geworden, „und einer von den ganz modernen noch dazu“, wie seine Tanten sagten; aber ein Schillinger war er deswegen doch geblieben. Im Gegensatz zu Melcher, der trotz seiner Bagabundenseele sehr konservativ eingestellt war, äußerte er sich sehr revolutionär; seine Bauten waren wirklich unverschämt modern, arrogante Glaskästen mit Aluminiummöbeln; trotzdem fühlten die Damen sich bei ihm geborgen und gesichert, während sie gegenüber Melcher ihr Mißtrauen niemals ganz ablegten. Oft ärgerte er sich direkt über das Vertrauen, das man ihm schenkte, im Gegensatz zu dem Freund. Aber daran änderte sich auch nichts, wenn er in einer Abendgesellschaft in einem durchaus unpassenden Homespun erschien, während Melcher sehr korrekt angezogen war.

Wie gesagt: Heute wußten sie nicht recht, wohin mit sich. Sie hatten nach dem gemeinsamen Mittagessen ihren Kaffee bereits getrunken, es war früher Nachmittag. Melcher mußte zur Abendvisite und zum Nachtdienst in sein Hospital zu-rück; also war die Zeit zu kurz, um einen Ausflug zu machen und aus dem Bereich der Stadt herauszukommen. Ein neues Lokal auffuchen wollten sie auch nicht; zum Draußensitzen war's noch zu kalt, zum Drinnensitzen war's schon zu warm. Ins Kino? Es lief kein Film, der sie reizte. Sie hechelten noch ein paar Bekannte durch, die sie hätten besuchen können; aber sie verwarfen jeden neuen Plan, kaum daß er auftauchte, mit zunehmendem Hohn und Ekel, so daß sie allmählich in eine widerwärtige Stimmung gerieten.

„Ich schmeiße den Kram sehr bald hin“, sagte Melcher, „und gehe 'raus aus diesem toten Kontinent.“

„Wohin denn sonst?“

„Kanada“, brummte Melcher. Er hätte ebenso gut Mykene oder Neuseeland sagen können.

„In die amerikanischen Wellblechbuden?“

„Immer noch anständiger als deine Affenkästen!“

Schillinger lachte. Er war's gewohnt, sein Werk von dem Freund verspottet zu sehen. Er nahm's nicht übel, wenn seine Neubauten, während die Zeitungen spal-tenlang ihre monumentale Schlichtheit rühmten, von Mel-cher bei jeder Gelegenheit beschimpft wurden: Hosentrom-peterkäfige, Glasfärge, Gespensterställe.

„Na, diese Raubritterburgen aus dem vorigen Jahrhun-dert“, lenkte Melcher nach einiger Zeit ein, „sind auch nicht besser als die Krampfbuden von Herrn Schillinger.“

Sie waren zu den Villenstraßen gekommen, die sich an den Seitenarmen und Kanälen der Alster hinziehen. Der Nachmittag schien verloren. Eine menschenleere Straße, die Häuser mit ihren Ornamenten und Gesimsen eine ver-steinerte Melancholie, vor ihnen das freie Land, für das sie keine Muße hatten, hinter ihnen die Glendsviertel der Stadt, in die sie ihr Beruf bald genug zurücktrieb, nirgends eine Raft für das heimatlose Herz: „Nichts mehr zu holen“, wie Melchers Lieblingspruch lautete.

Vor einem Haus standen ein paar Taxi. Daneben hielt ein Lastkraftwagen, der mit Möbelstücken bepackt war. Drei Arbeiter in blauen Kitteln hatten gerade ein Klavier auf dem Gehsteig niedergestellt und berieten, wie sie es auf den Wagen heben sollten. Einige Schritte abseits hatte eine kleine Schar von Zuschauern haltgemacht, um mit starren Augen die Möbelstücke zu begutachten: ein magerer alter Herr, zwei schwarzgekleidete kirchliche Damen, ein Kinder-fräulein mit einem Matrosenbubi. Schillinger fragte einen von den Packern: „Was'n da los?“, und der Mann sagte: „Versteigerung!“, in einem Ton, wie ihn die Stationsvor-steher an den kleinen Bahnhöfen an sich haben, wenn sie: „Abfahren!“ rufen.

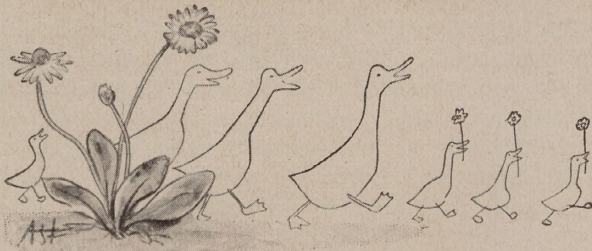
Die beiden Freunde beschlossen, diese Versteigerung zu besuchen, nachdem sie erfahren hatten, daß der Zutritt öffentlich wäre. Schillinger kannte die Familie, bei der versteigert wurde, dem Namen nach. Es waren die Offer-tons. Der alte Offerton war schon vor mehreren Jahren gestorben. Seine Witwe war vor kurzem gestorben. Zwei Kinder waren da, eine Tochter und ein Junge. Offenbar waren ihnen nichts wie Schulden hinterlassen worden, so daß sie den Nachlaß versteigern lassen mußten. In ihren guten Zeiten hatte diese Familie allerlei Kunst Dinge mit gutem Geschmaç gesammelt: vielleicht fand man hier auf billige Weise irgendein altes Stück, das einem gerade in den Kram paßte? Und Melcher wußte nichts gegen diesen Plan einzuwenden und sagte, während sie hinter einigen anderen Neugierigen den kleinen Vorgarten durchschritten: „Schlagen wir den kranken Nachmittag halt noch ganz tot!“

In der Diele des Hauses herrschte ein furchtbares Durch-einander. Man stolperte über aufgerollte Teppiche und stieß sich die Hüften an halb gefüllten Kisten mit Sägespänen. Ein paar Tische waren bis an den Rand mit Glassachen und Kristall vollgestellt. Dazwischen standen Stühle in den verschiedensten Stilarten, einige mit Überzügen versehen, andere beladen mit Gardinen, Geschirr, altem Kleiderzeug.

Anscheinend hatte man den ganzen Inhalt der beiden oberen Stockwerke ins Erdgeschoß befördert. Anscheinend waren die Bewohner dieses Hauses mitten im tiefsten Frieden vom Krieg überrascht worden und zwischen die beiden feindlichen Linien geraten. Von der einen Seite schossen die Gläubiger der Vergangenheit, die ihr Geld haben wollten, und von der anderen Seite wurde man von den Sorgen der Zukunft bombardiert, wobei es ebenfalls um Geld ging. Also mußte geräumt werden, was zu räumen war.

Eine offene Tür führte in den Gartensaal, der an der Wasserseite des Hauses gelegen war. Hier war wieder Luft, hier war wieder Licht und Leben, während die halb-dunkle Diele wie eine Gruft gewirkt hatte. Nach welchen Gesetzen die Versteigerung in diesem Raum vor sich ging, konnten die zwei Freunde zwar nicht begreifen. Sie waren nicht bewandert in diesen Dingen und erkannten nicht einmal, ob es eine freiwillige oder eine Zwangsversteige-rung war. Aber es wurde auf diesem Schlachtfeld weder geschrien noch geheult, weder geschossen noch gestochen, wie auf dem Feld der Ehre; die Eroberung des Hauses Offer-ton durch die Soldaten des Geldes ging in aller Ruhe vor sich.

Etwa zwanzig Menschen saßen oder standen hier herum, wie in einem Wartesaal. Ein kleiner, dicker Mann im schwarzen Schwalbenschwanz stand hinter einem erhöhten Tischchen und schien der Anführer zu sein. Zuweilen klopfte er auf die Tischplatte, um sich Gehör zu verschaffen, und pries irgendein Stück besonders an und nannte irgend-einen Preis. Zuweilen winkte er einen von seinen Günst-lingen zu sich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Zuweilen schrieb er etwas auf die Aktenbögen, die vor ihm lagen.



Gänseblümchen

Seine Kohorte bestand aus lauter älteren Herren, denen man ansah, daß sie sich nicht leicht übers Ohr hauen ließen. Sie schienen sich alle gut zu kennen und tiefen sich hie und da ein paar Scherzworte zu. Nur zwei Jünglinge in grellen Sporthosen hoben sich von diesem Haufen ab; sie lehnten an den Fensterbrettern der Wasserseite und ließen sich von dem Märzlicht bestrahlen, während die älteren Herren den schattigen Teil des Saales bevorzugten. Und zwei Damen im mittleren Alter waren da; die saßen aber mitten unter den Männern, völlig geschlechtslos, und man bemerkte sie erst, als sie ihre Stimmen erhoben und mit dem Anführer wegen eines vierundzwanzigteiligen Speiservices zu zanken begannen.

Melcher stierte mit bösem Gesicht auf dieses Schauspiel. Die einzelnen Dinge, die angeboten und verhandelt wurden, interessierten ihn nicht, weder die Tischwäsche noch die Broschen, weder die illustrierten Prachtausgaben noch das vierundzwanzigteilige Speiservice. Aber er wußte plötzlich, was man mit dem angebrochenen Nachmittag tun mußte. Angesichts dieser rohen Wühlerei in den Eingewei-den des Hauses Offerton fiel es ihm ein. Ins Wasser mußte man gehen, irgendwohin, baden oder schwimmen, gleichviel wo, wenn's nur Wasser war, den Körper umpülendes Wasser, heiliges Wasser.

Schillinger äugte scharf umher und prüfte mit zusammengekniffenen Lidern und Lippen die Menschen und die Ware. Man war jetzt bei den Silberfachen und Schmuckstücken angelangt. Es war wohl der interessanteste Teil der Versteigerung. Nach einer Viertelstunde etwa merkte er, daß der Freund an seiner Seite nicht bei der Sache war. Er stieß ihn an und sagte: „Na, keine Lust? Kauf dir doch die Venus von Milo für deine kanadische Wellblechbaracke!“

„Los, gehen wir!“ erwiderte Melcher. „Ich hab' genug von dieser Leichenflederei.“

„Nein, bleiben wir noch ein bißchen! Die Priester des Altertums betrachteten auch die Eingeweide ihrer Opfertiere, um die Stimmung ihres Gottes zu erfahren.“

„Wir sind keine Priester! Wir sind selber die Opfertiere mit dem aufgeschnittenen Bauch!“



Bocksbart



Hahnenfuß

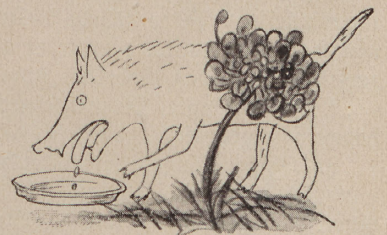


Löwenzahn

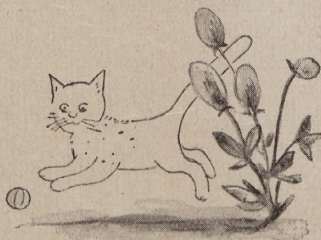
tot — / Was blühen sie hier so allein?“

Schillinger hatte ihn jedoch gar nicht auf den Gobelin hinweisen wollen, sondern auf das Mädchen, das danebenstand. „Das Mädchen meine ich, nicht den Teppich!“ unterbrach er das Gekommene des Freundes. Aber für den zerstreuten Melcher waren das Mädchen und der Gobelin bereits zu einem einzigen Bild verschwommen und er summte ruhig weiter:

„Der Springbrunnen plaudert noch immerfort /



Wolfsmilch



Katzenpfötchen



Froschbiß

Lustige Blumennamen

Zeichnungen von Schäfer=Ast

Von der alten, schönen Zeit; / Eine Frau sitzt eingeschlafen dort, / Ihre Locken bedecken ihr Kleid.“

Schillinger stieß ihn ärgerlich in die Rippen, aber er kümmerte sich nicht darum, er wurde sogar etwas lauter, so daß einer von den Jünglingen nebenan ihm einen mißbilligenden Blick zuwarf.

„Sie hält eine Laute in der Hand,
Als ob sie im Schläfe spricht.
Mir ist, als hätt' ich sie sonst gekannt —
Still, geh vorbei und weck sie nicht!“

Da brach er endlich ab. Und das Mädchen vor dem Wandteppich wirkte auch tatsächlich wie eine Eingeschlafene inmitten der wachen Geldgier und Besitzwut ringsum.

Sie mochte vielleicht schon dreißig Jahre alt sein, aber man sah dennoch, daß sie noch ein Mädchen war; man sah's an dem blanken Blick ihrer Augen. Sie war groß und schlank; den Kragen ihres schwarzen Mantels hatte sie im Nacken hochgeschlagen. Sie trug keinen Hut; ihr Haar hob sich licht von dem alten Garten auf dem Gobelin ab. Dadurch bekam man den Eindruck, als ob sie, im Gegensatz zu anderen Leuten im Saal, die alle ihre Hüte aufbehalten hatten, zum Haus gehörte. Und wirklich flüsterte Schillinger, nachdem das zerstreute Gesumme endlich fertig war, dem Freund ins Ohr: „Ich glaube, das ist die Tochter.“

„Wahrhaftig?“ machte Melcher. Und während die nächsten Stücke der Versteigerung drankamen, schlängelte er sich vorsichtig etwas näher an die junge Dame heran.

Sie bemerkte es nicht. Sie schaute versunken auf den Gobelin, von dem sie Abschied zu nehmen schien.

Also konnte sich nach Melcher auch Schillinger längs der Balustrade nähererschleichen. Schritt für Schritt, unauffällig, so daß nach einigen Minuten beide Freunde dicht neben dem Mädchen zu stehen kamen.

II.

Eine Zeitlang passierte nichts weiter. Das Mädchen betrachtete den Wandteppich, die zwei Freunde betrachteten das Mädchen, die Versteigerung nahm ihren Verlauf. Dann löste sich aus der Masse der älteren Herren eine Gestalt los und näherte sich dieser kleinen abseitigen Gruppe.

Es war ein großer, fetter Herr mit grauen Haaren. Seine bleichen Hängewangen verrieten, daß er herzkrank oder zuckerkrank war. Er streifte die beiden Herren am Fensterblick mit einem schnellen Blick, um sich zu vergewissern, daß sie nicht zu dem Mädchen gehörten. Dann trat er zu ihr und zog seinen Hut.

Sie bemerkte es nicht, weil sie halb mit dem Rücken gegen den Saal stand. Erst, nachdem der Mann zweimal hintereinander „Verzeihung!“ gesagt hatte, das erstemal ziemlich scharf, das zweitemal sanft und väterlich, drehte sie ihm den Kopf zu.

„Mein Name ist Görre“, sagte er und verbeugte sich unterwürfig, „Peter Görre.“ Und da sie abweisend mit den Schultern zuckte, deutete er auf den Zettel, der an der zerfetzten Ecke des Gobelins hing.

„Ach so?“ sagte sie mit einer festen Altstimme. „Sie haben ihn gekauft?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein.“ Er verbeugte sich noch einmal. „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir einen Rat zu diesem Kauf geben könnten.“

Sie sagte weder ja noch nein.

„Es ist doch sicher flandrische Arbeit?“

„Bei uns hieß es immer so“, kam es kühl zurück.

„Ja, ich denke, er ist sein Geld wert“, sagte der Mann und hüftelte verlegen. „Ich habe auch bereits einen guten Käufer an der Hand. Aber wer repariert es mir?“ Er deutete auf die zerfetzte Ecke. „Ich kann erst einen richtigen Preis ansetzen, wenn es repariert ist.“

„Ach so?“ Sie schien plötzlich Interesse zu fassen. Bisher hatte sie ihm nur über die Schulter hinüber geantwortet, jetzt wandte sie sich ihm richtig zu. „Ja, diese Ecke muß nachgewebt werden, dann bekommen Sie einen ganz anderen Preis, selbstverständlich. Aber das ist eine Arbeit von einem halben Jahr, wenn es richtig gemacht werden soll — wissen Sie das?“

„Ich weiß, ich weiß — das ist es ja!“ Er strahlte sie gutmütig an. „Eine schlechte Flickarbeit bekomme ich schnell geliefert, aber damit ist mir bei dem Käufer, den ich an der Hand habe, nicht gedient.“

„Nein“, sagte sie und runzelte nachdenklich die Stirn. „Dann lassen Sie's lieber, wie es ist!“

„Nein, es soll fachgemäß nachgewebt werden“, sagte der Mann. „Aber gute Gobelinweber sind selten, ich weiß keine Adresse. In München soll eine Dame sein, eine Spezialistin. Aber ich kann doch solch ein Stück nicht auf gut Glück in der Welt herumschicken? Ihre Eltern waren doch in diesen antiken Gobelins große Kenner, Fräulein Offerton, soviel ich weiß? Wissen Sie vielleicht zufällig eine Adresse, auf die man sich verlassen kann?“

Sie schaute ihn ein paar Sekunden lang aufmerksam an, dann sagte sie: „O ja, ich weiß eine Adresse.“ Sie deutete auf die unbeschädigte untere Ecke des Gobelins. „Genügt es Ihnen, wenn die kaputte Stelle so gut nachgewebt wird wie diese Stelle da?“

„Was?“ Er beugte sich betroffen über die Ecke, auf die sie gezeigt hatte. „Das ist nachgewebt?“ Er zerrte ein Vergrößerungsglas aus seiner Westentasche und prüfte. „Tatsächlich! Pfui Teufel!“

Sie lachte. „Wieso? Ist es nicht gut repariert?“

„Wer hat das gemacht?“ Er richtete sich keuchend wieder auf. „Wissen Sie die Adresse?“

Sie lachte wiederum. „O ja! Das habe ich selbst gewebt.“

„Was?“ Er schien zu überlegen, ob sie ihn verspottete, und glogte sie wie ein Fisch an.

„Meine Mutter war eine fanatische Gobelinweberin“, sagte sie. „Ich hab's von ihr gelernt, als ich noch ganz klein war.“ Und mit einem schüchternen Lächeln fügte sie hinzu: „Es ist sogar das einzige, was ich überhaupt gelernt habe.“

„Nein, das glaube ich nicht“, sagte Herr Görre höflich, „ganz gewiß nicht! Sie haben gewiß noch einen Haufen anderer Dinge gelernt.“

Jetzt lachte sie hellauf, und ihr Partner wandte sich verlegen nach den beiden Herren am Fensterbrett um. Aber die standen da wie zwei Blumentöpfe, völlig unbeteiligt. Da beruhigte er sich und horchte in die Versammlung zurück, wo gerade ein arabischer Gebetsteppich verhandelt wurde. Der schien ihn zu interessieren, denn nun hatte er's plötzlich eilig. Er holte aus der Brusttasche seine Geschäftskarte, überreichte sie ihr und fragte, ob sie ihn nicht einmal anrufen könnte, womöglich schon in den nächsten Tagen, zu einer ausgiebigen Besprechung, zur Vereinbarung eines Honorars: Vielleicht würde sie wirklich die Arbeit an dem Gobelin übernehmen? Und tatsächlich nahm sie die Karte an, steckte sie in ihre Manteltasche und sagte mit einem festen Nicken zu, woraufhin er sich mit einem hastigen Bückling verabschiedete, um zu dem Gebetsteppich zu gelangen.

Raum hatte sich das Mädchen wieder dem alten Garten zugewandt, noch immer lächelnd, da trat ein junger Mann zu ihr. Er war von der Diele her gekommen, ohne Mantel und Hut. Er warf einen scheuen Blick auf die Versammlung im Saal, dann stellte er sich ganz dicht neben sie und begann, eindringlich auf sie einzureden. Sie schüttelte mehrmals energisch den Kopf, ohne ihn anzusehen. Da er flüsterte, konnte man am Fensterbrett nicht verstehen, um was es ging. Aber es gehörte keine besondere Menschenkenntnis dazu, die Zusammenhänge zu erkennen, zumal wenn man so stark an dem Schauspiel beteiligt war wie die beiden Freunde.

Der junge Mann mochte vielleicht zwanzig Jahre alt sein; jedenfalls war er bedeutend jünger als das Mädchen. Er trug einen grauen Sportanzug, um den Arm ein

Trauerband, im Knopfloch eine Medaille. Er war einer von den Jungen, die gern Medaillen tragen; das sah man sofort. Auch daß es ihr Bruder war, sah man sofort. Dieselben überhellen Farben, dieselbe spröde Haltung, dieselben Lippen, die Alexander Schillinger später einmal die „ägyptischen Lippen“ nannte. Und doch wirkte das alles zusammen bei ihm ganz anders als bei ihr.

Es war, als hätte sich die Natur an diesem Geschwisterpaar den billigen Witz erlaubt, auf zwei Exemplare der gleichen Art und Rasse die entgegengesetzten Seelen zu verteilen. Der gleiche graublaue Blick erschien bei ihr keusch, bei ihm verdorben. Das gleiche sanfte Lächeln, und bei ihr bewirkte es volles Vertrauen, bei ihm bewies es ein schlechtes Gewissen. Hochgezüchtete Menschenkinder alle beide, die Erstgeborene sowie der Spätgeborene des Hauses Offerton, aber die weibliche Seele hatte an der Spitze der Zucht haltgemacht und einen Halt gefunden, die männliche Seele war umgekippt und zurückgestürzt, überzüchtet.

Und mußte das nicht so sein? Mußte nicht am Ende dieser langen Zuchtreihe immer wieder klarwerden, daß die Natur des Weibes stärker und reiner war als die des Mannes? Jedenfalls: Das Mädchen hatte sich ihr Herz bewahrt, das hatte man schon bei ihrem Gespräch mit Herrn Görre gespürt; sie hatte sich ihr Herz bewahrt jenseits aller wirtschaftlichen Trubel, in denen sie nach dem Tod und dem Bankrott der Eltern stecken mochte. Und der junge Mann hatte neben seinen Medaillen nur einen Gedanken im Kopf und im Herzen, nicht anders als die älteren Herren im Saal: Geld, Geld, Geld. Auch dieses Geflüster jetzt konnte um gar nichts anderes gehen.

Zuerst schien er ihr Vorwürfe zu machen, weil sie sich unter die Meute der Händler mischte. Denn er warf sie

und da einen verächtlichen Blick auf die Versammlung, er wollte das Mädchen aus dem Saal hinauslocken, er packte sie sogar einmal am Arm, um sie fortzubringen. Aber sie schüttelte immer nur den Kopf und bestand auf ihrem eigenen Willen. Schließlich zeigte sie ihm die Geschäftskarte des Herrn Görre. Sie war offenbar sehr stolz auf die geschäftliche Verbindung, die sie bereits angebahnt hatte.

Da änderte der Junge mit einemmal seine Haltung. Er ließ sich erklären, was Herr Görre von ihr wollte. Er sagte: „Ich gratuliere, meine kleine Barbara!“, ziemlich laut, man konnte es am Fensterbrett verstehen. Dann begann er aber sogleich wieder zu flüstern, bis sie endlich eine kleine Börse aus der Manteltasche zog und ihm einen Zehnmarkschein reichte. Er sagte: „Vielen Dank, meine kleine Barbara!“, knüllte den Schein in seine Tasche, geschwind wie ein Hieb, und eilte sogleich aus dem Saal, ohne die Versammlung noch eines Blickes zu würdigen.

Das Mädchen hatte jetzt gerade die beiden Gestalten in ihrer nächsten Nähe gesichtet und schaute mit einem forschenden Blick zu ihnen. Sie fürchtete wohl, daß man am Fensterbrett die Schwierigkeit ihrer Lage erkannte? Aber die beiden Herren standen bereits wieder völlig unbeteiligt da, zwei Blumentöpfe, und noch bevor sie sich klarwerden konnte, was für abseitige Gestalten dies sein mochten, wurde sie von der Versteigerung her abgelenkt.

Dort wurde offenbar ein Stück verhandelt, an dem ihr anscheinend sehr gelegen war.

Es war aber nichts Besonderes, im Vergleich zum Gobelin, zum Silberzeug, zu den Ringen ganz gewiß ein zweitrangiges Objekt: eine kleine Hängebroche, Goldfiligran in Herzform, mit Diamantsplitterchen ohne viel Wert besetzt.

(Fortsetzung folgt)

GROSSE Stadtrundfahrten

DES VERKEHRS-
VEREIN Abfahrt 9³⁰ 10³⁰ 11³⁰ 3³⁰

„Wörschtcher und Appelwoi“

Von Walter Bing

Aufnahmen: Dr. Paul Wolff

Schon am Frankfurter Bahnhof empfängt den Reisenden ein frischer Hauch olympischen Geistes in modernster Form: „Weit, hoch, herrlich“ ist der Blick, der auf ein Riesentransparent fällt, das sich quer über die große Bahnhofshalle spannt und das die Verbundenheit des Jahres 1932 mit Goethe schwarz auf weiß ins Auge springen läßt.

Die Frankfurter haben Goethes hundertjährigen Todestag nach Gebühr gewürdigt, aber im Grunde sind sie froh, daß die eigentliche Goethe-Gedenkwoche mit ihrem Pomp, ihrer schweren

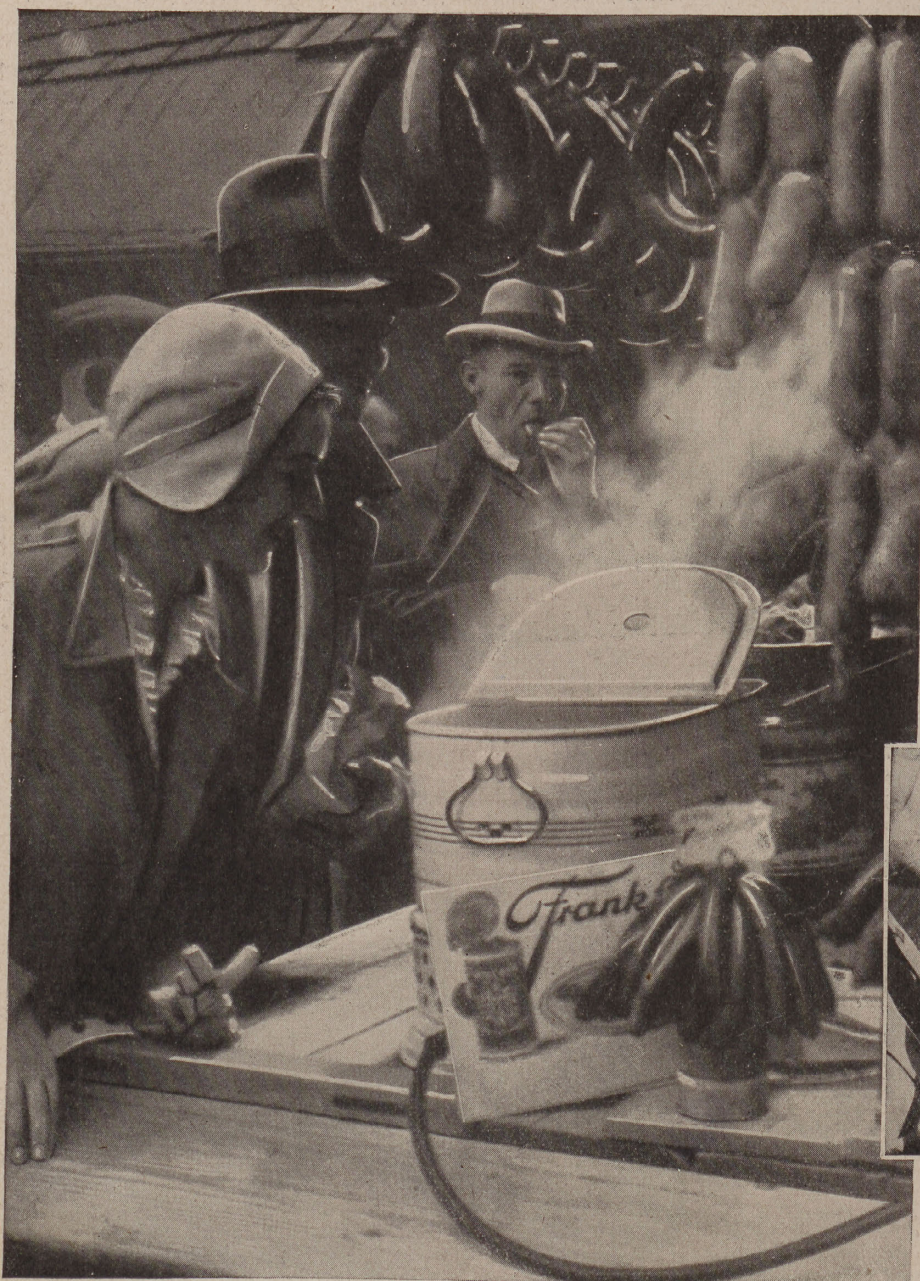


Musik und ihren noch schwereren Reden vorbei ist; denn den Frankfurtern liegt das Schwere und das Würdevolle weniger als der Frohsinn und das gemüthliche Feiern. Alfons Paquet hat Goethes Weltbürgertum einmal darauf zurückzuführen gesucht, daß des Dichters Vaterstadt das Reale und das Ideale, den geschäftigen Bürgergeist und das Streben nach hohen Zielen, so geschickt zu verbinden wisse, und nicht mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, daß dieselbe Stadt, die in diesem Jahre mit Stolz auf ihren größten Sohn blickt, ja nicht nur einen Goethe, sondern auch einen Rothschild hervorgebracht hat.

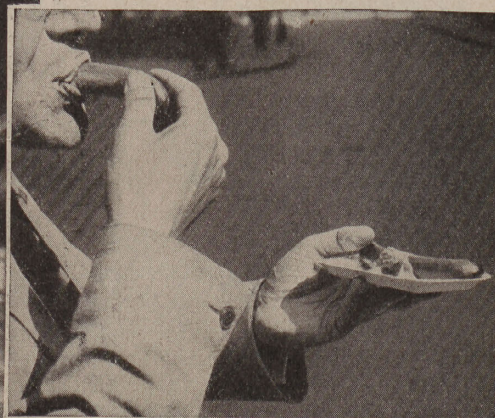
Die historisch zwangsläufige Entwicklung erklärt es, daß der geschäftige Sinn, der in diesem Goethejahr durch Straßen und Gassen der alten Kaiserstadt rumort, als etwas durchaus Natürliches und keineswegs als ein Verflüchtigung



Am Römerberg: „Und da oben standen die römischen Kaiser Deutscher Nation und grüßten das Volk . . .“



am Geist zu gelten hat. Der Straßenverkehr ist sichtbar in den Dienst des Goethejahres gestellt. Auf dem Bahnhofsplatz kreuzen in behäbig-mainischem Tempo gelbe Trambahnzüge. Jede Linie, die etwas auf sich hält, trägt ein rotes Schild vorn am Führerstand. Es weist „Zum Goethehaus“, auch wenn der betreffende Wagen nur in respektvoller Entfernung an der Geburtsstätte des Dichters vorbeilingelt. Tag für Tag harren geduldig am Eingang der Kaiserstraße, dort, wo zu Zeiten des jungen Johann Wolfgang noch die Kohlköpfe wucherten, die großen roten, gelben und blauen Autos des Verkehrsvereins. Sie sind dazu bestimmt, die Fremden aufzunehmen, die zwar nicht viel Zeit haben, aber doch möglichst alles sehen möchten: ein bißchen Architektur, ein bißchen Frankfurter Spezialitäten



Auch bei dieser Gelegenheit nicht zu vergessen: Die echten „Frankfurter Würschtchen.“ Manchem sind sie sogar wichtiger als das ganze Goethejahr!

und — ein bißchen Goethe . . . Unser liebenswürdiger Führer und Dolmetscher ist einer jener Vertreter Alt-Frankfurts, die ganz aus dem Geist dieser zwiespältigen Stadt erwachsen. Auch er weiß das Literarisch-Unsterbliche zwanglos mit dem Irdisch-Bergänglichen zu verbinden. Mit Ironie — beinahe mit einem Unterton des Bedauerns, der leise mitschwingt — erklärt er das Wachstum der Stadt vom zünftigen Gemeinwesen zu jenem Groß-Frankfurt, das an dritter Stelle in der Raumentwicklung der deutschen Städte steht und das so gigantische Erzeugnisse modernen Baustils wie das J. G. Faberhaus an der Grüneburg und die Großmarkthalle am Osthafen besitzt.

Aber die Stimme des Führers und die Blicke der Gäste erwärmen sich erst, als der Omnibus ins Weichbild der Altstadt eindringt. Wir fahren über die „Alte Brücke“, unter deren Bogen der junge Goethe auf dem gefrorenen Main Schlittschuh lief. Die Frankfurter sind ein konzessionsgeneigtes Völkchen. Als man die alte historische Brücke abreißen mußte und aus schiffahrtstechnischen Gründen durch eine neue ersetzte, entstand, wie um so vieles in Frankfurt, ein edler und unnützer Streit. Er ging um die Benennung des schwungvollen Bauwerks, das unweit des Schopenhauerhauses Frankfurt mit „Dribb der Bach“, mit Sachsenhausen, verbindet. Die altmodischen Historiker bestanden natürlich auf dem bisherigen Namen „Alte Brücke“; die Wirklichkeitsfanatiker stimmten ebenso heftig für die Umbenennung in „Neue Brücke“. Was aber tat der löbliche Magistrat einer alten und freien Reichsstadt? Er entschied sich kurzerhand für den Namen: „Neue Alte Brücke“ und sicherte sich damit den Beifall beider Richtungen . . .

Der Fremde lächelt über dieses salomonische Urteil. Und wir alle lächeln und freuen uns, wenn der große Wagen



„... Die Architektur der Häuser zeigt den neuen Stil der Renaissance“
(Vor dem „Römer“)

am Haus „Zur goldenen Waage“ hält und wir uns anschicken, dem Führer ins Herz des alten Frankfurt zu folgen. Da ist das Löwenplätzchen am Dom Sankt Bartholomä, da ist der Markt, über den die römischen Kaiser auf goldenem Teppich gravitatisch zum Römer schritten. Denn schon im Mittelalter wollte es der Brauch, daß der geistlichen Feier im Gotteshaus ein genießerisch-kulinarisches Festmahl folge. Und so gehen auch wir denselben Weg, den von Friedrich Barbarossa bis zu Karl IV. alle Römischen Kaiser deutscher Nation beschreiten mußten: Wir entfernen uns vom Geistig-Mystischen und nähern uns sachte dem Irdisch-

„Und jetzt zur Rechten, meine Damen und Herren, das Geburtshaus Goethes!“



Alles aussteigen zum „Äpfelwoi“-Frühsschoppen!

Genießerischen. Nicht umsonst führt dieser Weg am Haus der guten Tante Melber vorbei, wo der junge Goethe — wie in „Dichtung und Wahrheit“ zu lesen steht — viel frohe Stunden verbrachte. Gleich nebenan, am winkligen Hühnermarkt, steht jenes „Haus zur Flechte“, unter dessen Giebel ein echter Frankfurter Malermeister seinen „Kräftschenden“ Mitbürgern — die seine Renovierungskünfte allzu herb kritisiert hatten — ein wenig die Wahrheit sagte.

„Frankfurt liegt am Mainesstrand,
Am Rheinstrom da liegt Wesel.
Zum Bessermachen gehört Verstand,
Kritifizieren kann jeder Esel.“

Laut liest es unser Führer vor, und plötzlich verfällt er aus seinem gewählten, mit historischen Namen und Jahreszahlen gespickten Hochdeutsch in den behäbigen Dialekt seiner Vaterstadt. Denn jetzt geleitet er uns quer über das wundervolle Fünffingerplätzchen zu den appetitaufreizenden Würstchenbuden, an denen nur Barbaren vorbeiwandern können, ohne sich ein paar echte „Frankfurter“ mit Senf an der Quelle zu erstehen. „Nemme Se Ihr Würstcher nur in die Hand, und esse Se se in der Stroß!“ sagt die Verkäuferin begütigend, als wir Anstalten machen, die Produkte stehend an der Theke zu verzehren. Und so wandern wir denn, mit unseren Würstchen in der Hand, an dem mit alten Sprüchen verzierten „Festhaus“ vorbei, durch ein ganz enges Gäßchen und stehen plötzlich an jener Ecke, die das Ziel auch des frömmsten Goethepilgers sein muß, wenn er den Römerberg betritt.

Denn hier verzapft der Gastwirt, der auf den Namen Heyland hört, den Urstoff des alten Frankfurt, den weltberühmten Äpfelwoi. Auf die Seitenfront seines alten Hauses hat der Wirt die prometheischen Worte malen lassen: „Allen Gewalten — Zum Trutz sich erhalten. Nimmer sich beugen — Kräftig sich zeigen.“ Und wir überlegen nicht lange, ob dieser Spruch ein Symbol sein soll, ob er vielleicht die „Ausländer“, die auf dem Gebiet

der Apfelweinverteilung mit den „eingeklappen“ Frankfurtern noch nicht Schritt halten können, zu Geduld und Ausdauer ermahnen soll. Wir treten ein, wir schlürfen genießerisch. Wir betrachten staunend das Bild des alten Frankfurt, das uns hier aus seiner reinsten Fassung begrüßt. Zu unserer Linken ragt die siebenhundert Jahre

alte Nikolaikirche, und gerade vor uns fügen sich die schönsten Häuser Frankfurts zu einer der geschlossensten Fassaden mittelalterlicher Baukunst zusammen. Da bauen sich zur Rechten, in kunstvollem Holzschnitt und buntem Wandschmuck, das „Salzhaus“ und das „Haus Frauenstein“ auf, in der Mitte erheben sich, fein ziseliert, die drei Kleinodien des Rathauses, die Häuser „Löwenstein“, „Römer“ und „Silberberg“. Und zur Linken schließt sich der alte Patrizierbau des „Hauses Lichtenstein“ an . . .

Und unter dem Einfluß jenes spritzigen gelben Apfelsaftes spüren wir den Geist durch uns rieseln, der eine deutliche Linie zu ziehen versteht vom Frohsinn der Frau Uja zum Lächeln der stämmigen Wirtin hinter dem Schanktisch. Es ist der Geist einer Stadt, die nicht nur ihren Goethe feiert, sondern die auch jenem Adolf Stolke, dessen Poesie aus dem Genius loci des Römerberges erblühte, literarische Unsterblichkeit zubilligt.

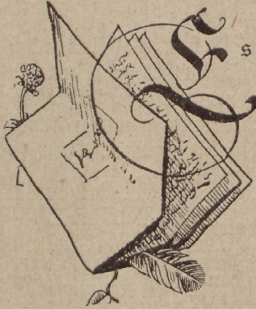


Auch der Führer muß sich stärken, und wir schlürfen voll Andacht mit ihm

AUS DEM

Notizbuch EINES Wanderers

Von Bernhard Flesmes * Zeichnungen von Erik Richter



Es ist ein dünnes Quartheft, längs geknickt und bequem in der inneren Brusttasche zu tragen. Was soll schon drinstecken? Allerlei Naturbeobachtungen, Gedanken, Verse aus einem gewissen Abschnitt meines Wanderlebens. Nicht immer gelingt es, wieder in den Denkreis zu finden, dem sie entsprungen sind. Wichtiger und weit anregender sind mir auch die Dinge, die zwischen den Blättern liegen und die — seien es Vogelfedern, Blätter, Blüten — irgendwo unterwegs aufgegriffen wurden und deren jedes mir durch seine anschauliche Wirklichkeit Erlebnis oder Situation festhält, womit es einst verbunden war.



Vergißmeinnichtblüte
Im Bachrand, zwischen dem Wildrosenbusch und einem Roggenfeld, hielt ich auf einer Wanderung meinen Mittagsschlaf, der nicht so tief war, daß ich das Plauschen des Baches nicht im Ohr gehabt hätte, und doch ruhsam genug, um Erquickung zu bringen. Jedenfalls wachte ich auf, als dies Plauschen sich änderte, als eine andere Stimme sich der summelnden Monotonie des Bachgesangs zugesellte. Diese andere Stimme sang:

„Was — ser, Was — ser, im — mer, im — mer Was — ser“ und wurde nicht müde, es in dem gleichen Tonfall fortzusetzen, der sich innerhalb einer Terz bewegte und beim zweiten „immer“ zu einer Quart anstieg. Und diese Stimme gehörte, wie ich, durch die Zweige des Busches blickend, bald feststellte, einem kleinen Mädchen, das nackt im Bach zwischen Gräsern, Spiräen, Blutweiderich, Dost und Ruckduslichtnelken umherplanschte, von blauen Libellen umschwirrt und ganz der lieben Bewegung des Baches hingegeben.

„Lisel!“ schrie ein Ruf von dem nicht sehr entfernten, letzten Haus des Dorfes.

Eine Frau stand mitten auf der Straße und spähte.

„Lisel! Lisel!“

Die Kleine duckte sich.

Aber die Mutter hatte sie gesehen und kam rasch herauf. Klatsch, Klatsch! fiel ihre Hand auf die kleinen Lenden. Dann hatte sie das Kind in ihre Schürze geschlagen und trug es zurück. Ein dünnes Weinen sickerte herauf.

Der Bach schluchzte leise wie im Mitgefühl mit der entschwindenden Gefährtin. Ich legte ein Vergißmeinnicht vom Bachufer ins Heft.



Habichtsfeder
Amals wohnte ich im Jagdhaus eines Freundes, der mich mittellosen Zeitungschreiber eingeladen hatte. Eine Woche hausten wir zusammen, und es war eine herrliche Zeit. Dann mußte der Freund plötzlich verreisen, blieb länger fort, als es geplant war, die Vorräte waren alle, das Geld auch, und so lag ich eines Mittags mit knurrendem Magen am Waldsaum, stopfte den letzten Tabak in die Pfeife und überlegte, was ich beginnen wollte. Im nächsten Dorf kannte ich nur den Bauern,

der oft mit dem Freunde auf Jagd ging und bei dem wir einmal zu Gast waren. Es hatte da abends Puffer gegeben. Ich zog Geschmacksfäden, wenn ich daran zurückdachte.

Aber mir kreisten zwei Habichte. Wir nannten sie nach dem Fichtenhügel, an dessen Saum ich lag, die Alten vom Heierstieg. Die hatten es gut, zogen hoch im Blauen ihre Spiralen, und wenn sie Hunger hatten, stießen sie herunter, holten sich eine Holztaube, ein Huhn, ein Junghäselein, einen Häher — was gerade da war — fraßen sich satt und stiegen wieder auf, um silberblühend in Glanz und Licht hoch über der Erde zu schweben. Der Wind trug Duft von blühendem Naps in den Wald, die Vögel jubelten Daseinslust, aber ich verlor mich dumpf in meinem Hungergefühl. Da geschah etwas oben in den Wipfeln. Es schwebte, streifte die hohen Zweigspitzen, balancierte ein Weilchen an grünem Nadelend, glitt wieder herunter und sank weich neben mir ins Moos: eine große Habichtsfeder. Ich griff das Geschenk der Höhen auf, bewunderte den graziosen Schwung des Riels, die herrlichen, dunklen Querverbinden, die weich nach oben gewishte, lichtbraune Tönung, die nach der Spitze in dunklem Braun verströmte, und das vom Wind geregte, lose Geflutter der Flaumfederchen unten an der Spule. Es war, als zucke die Bewegung des Höhenfluges in meinen Fingerpitzen nach. Ich legte mir — altes Schulwissen — das Verhältnis von Schmal- und Breitseite wieder zusammen, dachte daran, wie beim Heben des Flügels die Schmalseiten hoch, beim Niederschlag tief gestellt waren, vergaß darüber den leeren Magen und wurde wieder herrlich an ihn erinnert.

Denn plötzlich stand die Magd des Bauern Torhoff vor mir, trug einen unfänglichen Korb und sagte: „n Dag ok! — Un ek schall gräuten von 'er Fru, un sei schide 'n beten wat tau äten — wi hemwet ven Middag Puffer — und den Korb schall ek wee'r meebringen.“

Puffer — Apfelmus — ein Bauernbrot — Butter — Wurst!

Ich streichelte verlegen die Habichtsfeder, die ganz unschuldig daran war.



Himmelsschlüssel

aus einem hellen März morgen stammt diese matth blonde Dolbe. Das war am Rebenstein, einem belanglosen, niederen Bergzug, der schmal durch Acker kriecht. Ich hörte in der Waldmulde, die gegen die Felder stößt und die an diesem Morgen bunt war von Beilchen, Zungenkraut, Himmelsschlüsseln, gelben und weißen Windröschen, das Piepen einer Weidenflöte. Schlich näher herzu und sah einen Mann neben einem blondlockigen Mädchen

sitzen, der ihr auf der „Pucksläutje“ vorpiffte und dann aus einem Stück Weidenzweig eine zweite auf seinem Knie zurecht-klopfte. Das Kind summte dazu den alten Bauernvers:

„Zappa, zappa, Bienen, / Bannher wutt du frien? / So Maidag, to Maidag! / Da kamm dà ole Hege / Me öhren stumpen Meiste, / Enie Huut un Haar aff / Me allen, wat daruppe satt. / Rätchen leip den Barg henan, / As nu Rätchen wedder kamm, / Sà miene Biepe: Lila, lila, lila!“

Wenn das Kind stockte, half der Mann aus.

Ein seltsames Paar!

Salwärts auf dem Acker arbeiteten Leute, die das Mädel wohl hier in Sonne und Windschutz gesetzt hatten. Ich sah nun, wie es dem Mann ein dickes Butterbrot reichte, in das er gierig einhieb.

Da knackte unter meinem Fuß ein Zweig. Der Mann schaute auf, sah mich im Wald stehen, riß aus. Quer durch den Wald. Warum lief er weg? Von mir hatte er nichts zu fürchten. Ich

ging zu der Kleinen. Es hatte ein reeller Tauschhandel stattgefunden: zwei Flöten gegen das Frühstücksbrot. War alles in Ordnung. Mir reichte die Kleine auf meine Bitte ein Himmelschlüsselchen und blies dann fellig auf ihrer Flöte. Über der tönenden Gegenwart war der Entlaufene ihrem Gedächtnis wahrscheinlich schon wieder verschwunden. Ich hörte das Gefiepe noch, als ich schon oben im Wald war.



Gelbes Kastanienblatt

armer, gewitteriger Frühherbsttag. Ich trieb einsam, an diesem Tage besonders einsam, durch den Pyramonter Park. Es grummelte, und eine schwarzblaue Wolkenwand war da. Ich dachte, von meiner Bank am Wasserrosenteich noch in den Ort zu kommen. Aber in der Allee, die vom Teich nach der Brunnenstraße führt, plagte die Wolke und stürzte tausend prasselnde, klirrende Glasstangen auf mich. Ich duckte mich hinter eine dicke Kastanie. Da flatterte etwas Kleines, Rosiges ängstlich vorüber; ich griff danach und zog ein fünfjähriges Mädel unter meinen Vodenmantel, das mich zunächst verdutzt musterte, sich dann aber zutraulich an mich schmiegte.

Der Regenschurz brach so plötzlich ab, wie er gekommen war. In der durchtropften Stille, in die schon wieder ein Sonnenstrahl glitzte, plapperte mir die Kleine vor, daß sie zu einer Freundin gewollt hatte und daß der Regenschauer sie überfiel.

Das süße Geschwätz tat meinem einsamen Herzen unendlich wohl, und ich suchte es zu verlängern, lud die Kleine zu einer Schokolade ein. Da saßen wir also in einer Konditorei der Hauptallee, kümmerten uns nicht darum, daß wir als improvisiertes Paar bald erkannt und freundlich belächelt wurden, und schlemmten. Sie aß zwei Mohrenköpfe mit einer Hingabe, um die ich sie beneidete. Und schwägen konnte sie, wie es nur fünfjährige Unbefangenheit vermag.

Dann brachte ich sie nach Haus. Bis an den Weißwarenladen, den die Eltern führten. Ich sollte durchaus mit hineinkommen.

„Du, Onkel, was willst du mit dem gelben Blatt?“

Es war mir in der Allee an dem Mantel geweht, und ich trug es spielend zwischen den Fingern.

„Das nehme ich mit nach Hause, zeige es meiner Frau und erzähle ihr von der kleinen Lucie, die von den Eltern Lur genannt wird und die mit mir Schokolade getrunken und Mohrenköpfe gegessen hat.“

„Wird sie denn nicht ärgerlich?“ Sie sagte äch — ge — lich.

„Warum sollte sie?“

„Na, weil sie doch nichts abgefriegt hat.“

„Ich hoffe nicht.“

Sie warf mir eine Rußhand zu und stolperte ins Haus.

Kleine, süße Lucie, du hast mir an diesem Tage einen größeren Dienst erwiesen als ich dir!



Blaue Häherfeder

on allen Menschen, die irgendeine Last über die Waldstraße schleppen, führt die Botenhanne wohl die schwerste mit sich und trägt sie doch leichter als andere die ihre. Die Waldstraße kennt sie nicht ohne ihre Kiepe, die hin mit Eiern, Butter, Schinken, Rauchwurst und her mit allerlei Stadtwaren gefüllt ist. Mitunter ist die Kiepe schwerer, mitunter leichter. Das weiß die Hanne kaum. Es rieseln höchstens ein paar Schweißtropfen

mehr von der Runzelstirn über das zerknitterte Gesicht. Die grauen Quellaugen blicken immer gleich froh.

Für jeden hatte die Hanne ein gutes Wort. Für mich hatte sie diese Häherfeder, die entzückend schwarzblau geperlt ist. Ich dachte daran, daß sie sich mit der schweren Kiepe auf dem Rücken extra nach dem zierlichen Dingelchen gebückt hatte. Ich nahm die Hand der Alten und streichelte sie, worüber sie ganz verlegen wurde.

Vogelblumen und Blütenvögel

Von Hermann Radestock

In der Pflanzenwelt spricht man vielfach von Relikten, nämlich solchen Arten, deren Verwandtschaft im allgemeinen bei uns verschwunden ist, die sich aber durch notdürftige Anpassung an Klima und Boden der Jetztzeit manchenorts erhalten haben. Ist nun Ähnliches auch bei den von Vögeln besuchten, den sogenannten Vogelblumen, in Europa festzustellen?

In den Botanischen Gärten von Messina, Catania und auf La Mortola wurden von verschiedenen Gelehrten in neuerer Zeit rein europäische Vogelarten aus den Gattungen der Meisen und Grasmücken beobachtet, wie sie an den Vogelblumen angepflanzter Moos- und Eibischarten regelmäßig Nektar aus den Blüten tranken. Auch im nördlichen Europa bekunden noch manche Vogelarten, daß die Vorliebe ihrer Ahnen für Honig und Nektar seit der Tertiärzeit noch nicht völlig erloschen ist.

Als Darwin seinerzeit eine Umfrage an Vogelkundige richtete, meldeten ihm viele ihre Beobachtungen an Grünsinken, Buchfinken, Rotkehlchen, Amseln, Drosseln, Sperlingen und Gimpeln. Alle diese Vögel hatten es besonders abgesehen auf Krokus, Primeln, Kirsch- und Apfelblüten. Professor Frankland sah einen Gimpel in drei Minuten über zwanzig Primelblüten kunstgerecht aufbeissen und austrinken. In anderen Fällen wurden Sperlinge beim Eintragen von Blüten des Goldregens, Dohlen mit denen von unserer blau blühenden Gudelrebe, Meisen beim Zerbeißen von Stachelbeerblüten beobachtet. Auch die in Vogelneestern gefundenen Blumen sind eher dem Nahrungs- als dem früher vermuteten Schmuck- und Spielbedürfnis des Pärchens zuzuschreiben; so hübsch es uns auch erscheinen mag, wenn ein Star angeblich seinen Jungen Primelblüten zum Spiel bringt oder wenn ein Stieglitzpärchen sein Nest zwölf Jahre immer aus blühendem Vergißmeinnicht baut.

Unlängst hat man sogar erkundet, daß unsere einheimischen Spechtarten die junge, zarte Rinde von Waldbäumen „ringeln“ und bloßlegen, um sich, genau wie ihr nordamerikanischer Vetter, an der darunterliegenden saftig-süßen Baßschicht gütlich zu tun. Die Vorliebe der Stare und Amseln für Kirschen und Weinbeeren ist als relikartartiges Zuderbedürfnis der Blumenvögel-Vorfahren zu deuten; ebenso auf seiten der Pflanzen die für den dünnen Insektenrüssel oft viel zu weiten Blütenhülse einheimischer Lippen- und Schmetterlingsblüten oder der Glockenblumen, ferner der im heißen Sommer oft überreiche Gehalt an Nektar in Fingerhutblüten und dergleichen.

Die Ursache dafür, daß das Zusammenarbeiten von Blütenhals und Vogelschnabel in Europa größtenteils verlorengegangen, hat man früher mit Unrecht in dem ungünstiger gewordenen Klima gesehen. Professor Molisch hatte wiederholt Gelegenheit, in Japan unter dem Breitengrad von Südeuropa zwei Vogelarten im Freien und in Gefangenschaft genau zu studieren: Beide nährten sich gewohnheitsmäßig vom Nektar der Kamelien-, Kirschen-, Pfirsich-, Stachelbeer- und Johannisbeerblüten. Und in Amerika haben Professor Werth und andere neuerdings festgestellt, daß Vogelblumen noch in den nördlichen Staaten Wyoming, Idaho und Montana, ja in Alaska und Kanada wachsen. In Südamerika findet man sie noch auf Feuerland in vier Arten, im Stillen Ozean noch auf den Aucklandinseln.

Also bis zum 50. und 60. Grad südlicher bzw. nördlicher Breite reicht ihr Vorkommen; und am Kilimandscharo sind sie bis zu 4000 Meter, auf den Cordilleren Ekuadors und Boliviens bis zu 5400 Meter Höhe emporgedrungen! Und überall werden diese Blüten, hauptsächlich von Kolibris, regelmäßig besucht und bestäubt.

Diese Bestäubung im Umherziehen wird in der Neuen Welt ermöglicht durch das Vordringen hochalpiner Vogelblumen in der Süd-Nordrichtung der auch das Klima weithin beherrschenden Cordilleren. In der Alten Welt dagegen müssen sich die Blütenvögel wegen des hier beschränkteren Vorkommens von echten Vogelblumen mit den Grenzen begnügen, die die gemäßigste Zone der südlichen Halbkugel und die großen afrikanischen und asiatischen Wüsten der nördlichen Halbkugel bilden.

1914/18

auf der Schulbank

VON ERNA LANGE

8. Fortsetzung

Friedel plagt los: „Aber Hilde, die Pappelblätter, die vier Pappelblätter!“

Die Erinnerung bringt sie wieder zum Lachen. Sie läßt sich auf die Bank fallen, stützt den Kopf in beide Hände und lacht die Schultafel an — „Zum Kugeln war's! Einfach zum Schießen!“

„Pappelblätter sollten doch nicht gerupft werden. Und gerade die pflückte sie — — Deshalb habe ich doch bloß gelacht und dich angestoßen.“

„So geh hin und sag ihr das!“

Es geht nämlich nicht so weiter. Ich kann dieses verachtungsvolle Übersehenwerden einfach nicht mehr ertragen. Außerdem drückt es doch beträchtlich auf die Zensur.

„Ich bekomme ja eine Vier bei ihr. Und gerade in Religion, das sieht doch aus, als ob ich eine Seidin wäre!“

Also Friedel geht wirklich, wälzt alles von meinen unschuldigen Schultern auf die ihren, oder vielmehr auf die vier unerwünschten Pappelblätter, auf die ganze Lauchstimmung des Tages.

„Hilde hat wirklich nichts dafür gekonnt, Fräulein Hopperberg, seien Sie ihr doch bitte nicht mehr böse!“

Ich werde gerufen, und eine rührende Versöhnungsszene folgt. „Na, siehst du, mein Kind, das hätten wir mal wieder ge-deichelt. Nun kannst du ruhig schlafen!“

Aber als wir einen kleinen, halbtägigen Schulausflug machen, der praktisch mit Pilzesammeln für unsere mütterlichen Küchen verbunden ist, verderbe ich doch mit meiner Dummheit beinahe das neu gekittete gute Einvernehmen wieder. Und bloß, weil ich es nun so recht gut machen will. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Hopperberg Pilze sehr gern ißt, und da ich keine riechen kann, beschließe ich, ihr meine gefundenen zu verehren. Aber ich habe nun gegen alles, was ich selbst nicht mag, so eine starke Abneigung, daß ich mich nie mit der Beschaffung oder Bereitung solcher Sachen abgeben sollte, weil sie mir doch nicht glücken.

In diesem Falle kann ich trotz eifrigen Bemühens nicht den Unterschied zwischen eßbaren und giftigen Pilzen behalten. Also bringe ich ihr denn jedesmal mit strahlendem Gesicht ein äußerst lebenbedrohendes Gewächs. Und jedesmal wirft sie es mit funkelnden Augen mir vor die Füße. Jetzt möchte ich sie aber mit meinen Funden verschonen!

Rosi, Grete und Inge versuchen, mich Bockvogel zu trösten. Friedel steht wieder daneben und lacht. Sie hat die Hände dazu in die Hüften gestemmt und den Rucksack auf einen abgesägten Baumstamm gelegt.

„Nein, Hilde, dir ist ja nicht zu helfen!“

„Sei bloß still mit deinem Gelächter! Zum Aufhängen ist die ganze Geschichte! Zwei solche schönen großen waren die letzten, und sie hat auf ihnen rumgetrampelt — —“

Lieselotte Lehmann kommt daher, fragt, was los sei.

„Na, wegen ein paar genießbarer Pilze! Da können wir ja helfend einspringen — Auf zur freiwilligen Stiftung von eßbaren Pilzen für Hilde Weg, die der geliebten Hopperberg schmecken sollen!“

„Das ist auch eine patente Idee!“ schreit Friedel und macht ihre Vorratskiste gleich auf.

„Wirklich, daß wir nicht selber darauf gekommen sind. Aber manchmal sieht man ja den Wald vor Bäumen nicht“, sagt Inge.

„Mensch, Lieselotte, wirst du über Nacht auch schlafen können nach solch einem wundervollen, kameradschaftlichen Gedanken?“ staunt Rosi.

So viel Pilze bekomme ich, so viel Pilze — — Aber ich lege sie schnell noch einmal hin, um der Lieselotte um den Hals zu

fallen. „Du bist ja ein Genie. Ein vielseitiges Wundertier einfach. Du kannst ja noch mehr, als Einsen schreiben und Prämien kriegen. Ein Mensch gewordener Engel bist du!“

Mit einer hohen Handvoll der schönsten Pfifferlinge und Steinpilze ziehe ich selig ab. Voller Mißtrauen werden sie zuerst betrachtet und dann mit huldvollstem Lächeln dem Pompadour einverleibt.

„Wo haben Sie denn die herrliche Stelle gefunden, liebes Kind? Dort drüben — hinter den Bäumen da?“

„Jawohl, dort, ganz rechts.“ — Gucken da nicht die Mädels durch die Zweige? — Natürlich, jetzt seien sie alle fort. Wirklich, ein Hinbemühen vollkommen zwecklos — — „Bitte sehr, bitte sehr! Es ist mir doch selbst die allergrößte Freude — —“

„Manchmal kannst du dich aber haben“, sagt Inge, als ich zurückkomme.

„Lebensweisheit, Kind, Lebensweisheit! Du kommst auch noch so weit. Was soll man denn machen?!“ seufze ich resigniert und schäme mich ein klein bißchen.

*

Wir gehen noch oft zum Laubsammeln; wir müssen bald weit in den Wald hinein, denn vorn sind alle erreichbaren Äste schon leer. Es rupfen noch mehrere Schulen hier. Das Gymnasium auch. Aber immer ganz entgegengesetzt unserem Bezirk. Was beiderseits heftig bedauert und heimlich angefochten wird. Anders könnte es doch so interessant sein! Aber natürlich — die Lehrer! — —

Aber einmal treffen wir doch zusammen. So ungefähr eine gute Stunde vor der Nachhausefahrt, im Restaurant Schülerbrink. Dorthin müssen wir vor einem jäh ausbrechenden Regenschauer eiligst flüchten. Trotz unseres Dauerlaufes kommen wir patschnaß an. Und da sind die Jungen! Stehen in dem großen Saal, naß und verwildert wie wir. Die Lehrer der beiden Schulen machen verdunkelte Augen. Das hat bestimmt nicht in ihrer Absicht gelegen. Aber nun ist es nicht zu ändern. Weder wir noch sie können in dem Hundewetter wieder fort.

Die Jungen sehen wirklich so aus wie wir. Sie haben auch ihre ältesten Sachen an, ihre Hände sind graugrün und unter den Nägeln schwärzlich. Aber was ist dabei? Wir leben im vierten Kriegsjahr, essen wässriges Kartoffelbrot und vertragen unsere Kleider bis zum letzten Faden. Und wir müssen arbeiten, wir Jungen zu Hause, für die im Felde — für die armen, schullosen Pferde jetzt Notfutter beschaffen — —

Aber trotzdem sind wir jung, ganz jung — Und unsere Jugend will Freude und Lachen . . .

Ein Klavier steht in der Ecke, verstaubt, lange nicht gebraucht — Wir schauen mit heißen Blicken in diese Ecke — und sehen uns an und haben den großen, zitternden Wunsch, wir jungen, jungen Menschen — nach Musik und Tanz — Ach, Musik und Tanz . . .

„Der Schlüssel — wo ist der Schlüssel zum Klavier?“ Der dicke, verkalkte Wirt wird bestürmt. Er faßt sich an den Kopf, er kann sich wirklich nicht so schnell besinnen. Aber die Frau — ha, die Frau! — die weiß, wo der Schlüssel hängt.

Und schon klingt's auch aus den gelben Tasten, übermütig und jubelnd:

„Horch, was kommt von draußen rein?“

Hollahi, Hollahol!

Sollt' das mein Feinsliebchen sein?

Hollahi, hallo — —!“

Selig singen wir mit, bearbeiten mit den Taschenkämmen die verzottelten Haare und mit Taschentüchern die Hände. Und dann jauchzt er auf, der Walzer aus dem „Schwarzwaldmädels“:

„Erklingen zum Tanze die Geigen,

Wie das lockt, wie das jauchzt, wie das singt!“

Da tanzen wir denn — Wir tanzen, wie wir sind, mit unseren klötzigen Schuhen, den regenfeuchten Kleidern — Die Jungen verlieren ihre Befangenheit, weil doch die Lehrer an den Wänden.

Wir tanzen — wir tanzen . . .

Auf der ganzen Welt gibt es keine glücklicheren Menschen als uns. In keinem Seidenkleid, in keinen Brokatschuhen, nicht unter rauschender Musik in Spiegelsälen können junge Menschen jemals vergnügter tanzen!

Nur Lieselotte am Klavier fängt an zu schimpfen, es sollte sie endlich jemand ablösen, sie wollte doch auch einmal —

Laut jubeln wir, als der Musiklehrer des Gymnasiums lachend zu dem wackligen Drehschemel schreitet.

Das alte Klavier zittert unter seinen Händen, es bebt und jauchzt und jubelt all die Tänze aus sich heraus, die seit ewig langen Jahren in ihm geschlummert. Der Wirt und die Frau, das Küchenmädchen und der Stallknecht, die stehen in der Tür und staunen in die vergnügte Jugend — die in diesem Saal tanzt, der seinen Zweck schon lange vergessen, dessen Parkett brüchig und zerkratzt und zertreten von den zahlreichen Einquartierungen — —

„Der Holderstrauch, der Holderstrauch,
Der blüht so schön im Mai.
Da singt ein kleines Vögelein
Ein Lied von Lieb' und Treu — —“

Weich und sehnlich schwingt der Volksliedwalzer jetzt durch den Raum. Da faßt der dicke, asthmatische Wirt seine Alte um die Taille — und der Knecht das Mädchen — —

Und ich tanze mit Werner Meißel.

Er sieht mich an und lacht, und ich sehe ihn an und läche — Vom Tanzen haben wir beide wenig Ahnung. Aber die Freude, daß wir zusammen sind, wir beide aus der Kinderzeit, regiert unsere Schritte harmonisch.

„Das ist doch fein heute, was?“

„Großartig! Einfach himmlisch!“

Sagen wir uns eigentlich noch du —? Es ist doch eine lange Zeit her. Er hat sogar schon etwas Dunkles um Kinn und Lippen.

„Hat dir Heinz mal geschrieben?“

Also doch — Natürlich sind wir per Du. Natürlich! Kinder, ist das Leben schön!

„Ach wo! Nicht mal neulich zu meinem Geburtstag. Er hat wohl die Adresse vergessen.“

„Richtig, du hattest ja auch Geburtstag in den großen Ferien — Da gratuliere ich noch nachträglich. Vor vier Jahren plagte ich mit meinem Blumenstrauß gerade mit der Schokoladenspeise zusammen ins Zimmer, weißt du noch?“

Ich nicke. „Ja, es ist erst vier Jahre her, und es kommt einem schon so ewig lange vor.“

Famos tanzt es sich. Einmal sind wir so im Gespräch, daß wir in der Ecke zwischen den prallen Laubsäcken landen.

Rosemarie, die mit dem dicken von Lecht tanzt — das ist Gretes unmusikalischer Vetter —, ruft über den ganzen Saal:

„Ihr habt wohl schon für eure Umwelt die Augen verloren, was?“

Ehe ich zu einer geharnischten Antwort Atem holen kann, purzeln die beiden über einen alten Stuhl, von dessen Rohrgeflecht nur noch traurige Fäden zur Erinnerung herunterhängen.

Werner lacht, lacht über das ganze Gesicht —

Wenn der entzückende Gesanglehrer bloß nicht aufhören möchte! Wenn er doch ewig so spielt! — —

„Und du hast im Winter deinen lieben Vater verloren“, sagt er und drückt leise meine Hand. Ich sehe über seine Schulter, meine Blicke wandern durch das trübe, betropfte Fenster — Es regnet immer noch — —

„Ja“, sage ich mit verllorener Stimme, „damals, als der Schnee schmolz. Und ich — ich tanze jetzt hier — —“

„Ach, Silbe“, sagt er, „das tut nichts. Wenn mal eine Stunde Freude in dieser Zeit kommt, die dürfen wir nie vorübergehen lassen.“

Und dann erzählt er von Heinz. „Ich glaube, er ist jetzt eingezogen worden.“

Wir wird weich und weh um Herz. „Damals sollte ich immer den Daumen kneifen, daß doch wieder solch ein Krieg wäre, wenn er in Oberprima wäre. Die ausziehenden Primaner, wie glühend hatte er die beneidet! Und über die Hälfte von ihnen ist jetzt schon tot . . .“

„Reg'lass, Merk, Eber und ich, wir kommen nächstens auch ran“, sagt er. Weiter nichts. Auch ich bin still.

Aber wir tanzen — wir tanzen.

Auf der ganzen Welt gibt es keinen netteren Menschen, als den Gesanglehrer des Gymnasiums, der lachend und unermüdlich auf den gelben Tasten hämmert.

Gemeinsam gehen wir dann zur Bahn. Es ist nur ein kleiner Weg zwischen alten hohen Bäumen. Aber ob schon so viel auf ihm gelacht und gelärmt wurde —? Die Lehrer drücken beide Augen zu und lassen uns vergnügt sein. Wir wissen, daß wir Mädchen sind — und die neben uns Jungen — — Und daß sie Männer werden, und wir — Frauen werden möchten . . . Das

Lied der Sehnsucht schwingt in Urklängen, spinnt seine Fäden zwischen den Geschlechtern — —

Das Zusammentreffen mit Werner hat Erinnerungen in mir geweckt. Sind nicht viele, viele Jahre vergangen, da wir in dieser Straße spielten, uns balgten und uns haarsträubende Geheimnisse erzählten? Und da Heinz auf den Kirschbaum kletterte?

Im unteren Fach meines Bücherschranks liegen Erinnerungskleinigkeiten. Fast alle hängen mit ihm zusammen, er hat das und das mit ihnen gespielt, sie kaputt gemacht —

Heinz, wie lange ist das schon her! — —

Und da ist auch sein Bild, das einzige, das ich von ihm habe. Herr Gellerscheidt hatte die Aufnahme gemacht. So sprechend und lebendig ist sie — genau wie ich ihn im Gedächtnis habe. Das Gewehr hat er um, die Trommel in den Händen und den Kinderhelm auf dem Kopf. Und Blumen in seinem Matrosenanzug und im Gewehrlauf. Und darunter steht: „Heinz rückt aus! Herbst 1914.“ Eigentlich fehlt auf diesem Bilde was — nämlich ich — — Atemlos verzottelt, in meinem blauweißen Schulkleid . . .

Drei Väter und fünf Brüder meiner Klassengenossinnen sind gefallen. Die Färber haben zu tun. Schwarz ist die Farbe des Tages. Wenn man wollte, könnte man immer sitzen und weinen. Aber wir wollen nicht. Wir sind jung. Wir wollen jung sein! —

Man bekommt manchmal ganz verdrehte Einfälle.

„Ab Montag tragen wir also Hängezöpfe. Alle gleichmäßig. In der Mitte einen Scheitel, unten zwei schwarze Schleifen.“

Am Montag gucken wir uns an. Zum Piepen einfach! Aber Lieselotte — Lieselotte Lehmann, die hat ja ihren gewöhnlichen kleinen Dutt da hinten — —

„Kinder, laßt mich! Meine sieben Haare reichen nicht für Zöpfe.“

Aber wir sind unerbittlich. Sie besäße keinen Klassegeist. Verrat sei das. Ganz schofles Verrat. Also sie verschwindet. Plagt mit drei Minuten Verspätung in Fräulein Hopperbergs Religionsstunde. Hat zwei winzige kleine Endchen herunterhängen . . . Man kann kaum ernst bleiben.

Am Nachmittag unseres vierten Zopftages geschieht etwas Furchtbares. Rosi Anger hat Verwandte besucht. Geht vergnügt und unbekümmert nach Hause. Die Zöpfe flattern im Winde. Der Onkel hat sie gerade noch bewundert ob ihrer Stärke und Farbe — Da ist plötzlich ein Mann hinter ihr — sonst niemand im weiten Umkreis — bloß dieser Mann. Rosemarie weiß nicht, warum, aber sie hat mit einem Male Angst. Sie will gerade anfangen zu laufen, daß sie wieder unter Leute kommt — da spricht dieser Mann neben ihr. Fragt irgend was — — Und hat im selben Augenblick ihre Zöpfe erfaßt und abgeschnitten. Ehe das Mädel die Sprache findet, ist er schon verschwunden.

Arme Rosi! Keine Polizei kommt dem Halunken auf die Spur. Weg sind die schönen braunen Zöpfe. Der Schrecken steht tagelang in ihrem Gesicht. Aber mit dem offenen Haar und der großen Schleife drin sieht sie wunderhübsch aus. Voll heimlicher Bewunderung schauen wir immer wieder zu ihr. Lieselotte Lehmann seufzt: „Wenn ich auch so ausfähe, dann könnte der Kerl ruhig kommen und meine paar Zotteln abschneiden!“ Sie wird wirklich immer netter und menschenähnlicher mit zunehmendem Alter, die Lieselotte.

Eine Feldpostkarte ist für unsere Klasse abgegeben worden. Friedel schwenkt sie hoch in der Luft.

„Vom Direktor, Kinder, vom Direktor!“

Wir springen und greifen alle nach dem Papier. Sie flüchtet damit aufs Ratheder. Wie ein lebendes Denkmal steht sie oben.

„Seid doch stille! Macht nicht solchen Krach, zum Ruckuck! Und ihr wollt junge Mädels sein —? Rüpel seid ihr, Lämmel — im Kriege aufgewachsenel . . .“ Wundervoll ahmt sie Fräulein Blank in Sprache und Geste nach.

Aber wir wollen jetzt die Karte. Posttausend! Sie tut gerade, als gehörte sie ihr. Jemand zwickt sie ins Bein, der freidige Tafellappen fliegt ihr ins Gesicht. Sie quietscht und faucht, aber sie weicht nicht — —

„Hört zu! — Donnerwetter! — — Also —: Meiner lieben Klasse 1b sende ich herzliche Grüße aus Feindesland. Unteroffizier Mengel. So, und auf der Ansichtsseite ist sein Bild —“

Nun toben wir wie eine losgelassene Horde Wilder herum. Balgen uns um die Karte, reißen sie fast entzwei. Der Poststempel zeigt, daß sie vierzehn Tage unterwegs gewesen ist.

„Unteroffizier ist er schon. Na ja, gewissenhaft und pflichttreu ist er von Natur, das hat er nicht bloß gepredigt.“

„Was ein tüchtiger Schulmeister ist, der schlägt sich überall mit Anstand durchs Leben“, sagt Wilhelmine, die rothbackige Bauern- tochter, die immer die fettesten Pakete von Hause bekommt und deshalb die meisten Freundinnen hat.

„Er schreibt einfach Unteroffizier, nicht Direktor. Und die üb- liche, alberne Fleißermahnung fehlt auch. Zwei sympathische Blüthe“, lobt jemand.

„Wenn er wiederkommt, wird er ein furchtbar netter Mensch geworden sein.“

„Ja, Kinder, aber davon haben wir nichts. Aus der Schule sind wir raus, und heiraten kann man ihn auch nicht mehr.“

„Rein, Grete, du bist ja vollkommen und durch und durch über- gedreht — du mit deinem Heiraten!“ schreit Friedel von ihrer Höhe und tanzt beinahe vor Vergnügen auf der Kathederplatte.

„Mieschugge ist Trumpf! Mieschugge ist — —“

Rosi, die sich ausgelassen in tollem Wirbel um sich selber dreht, versteift plötzlich, der Unterkiefer klappt herunter, die Augen wollen ihr vor Entsetzen aus dem Kopf fallen — —

Hensberg steht im Zimmer.

Er schreitet zum Pult. Trotz der leichten Steifheit seines Beines elegant und schwungvoll.

„Ach so, ja, hm — —“ Gedankenvoll betrachtet er Stuhl und Tischplatte. Mit rotem Kopf rennt Friedel — — wischt mit dem freidigen Tasellappen über ihre Spuren.

„Halt, halt doch!“ Dr. Hensberg springt entsetzt zur Seite. Aber seine blauen Beinkleider haben schon eine helle Wolke ab- bekommen. Verdattert betrachtet Friedel den weißen Staub und die graugewordene Pultplatte. Und dann will sie auch noch mit dem triefend nassen Schwamm darüber — — Wir können schon gar nicht mehr lachen.

„Hilfe!“ schreit Dr. Hensberg, „Hilfe!“ Er hält Friedels schwammbewaffnete Hand eifern unklammert. „Sind Sie denn ganz und gar nicht gescheit heute?“

Die Situation aber ist gerettet. Heil Friedel und ihrer Ver- dattertheit! Nachher erst fragt er: „Was war denn eigentlich vorhin los?“

„Eine Photographie mit Grüßen vom Herrn Direktor — — Wir hatten uns so sehr gefreut — —“

Drei Tage brennt der Kampf um den Besitz der Karte. Die tollsten Vorschläge kommen ans Tageslicht. Schließlich kommt eine Einigung zustande. Wir wollen einen Rahmen kaufen und das Bild hier in die Klasse hängen.

Also der Liselotte Lehmann wird diese ehrenvolle Besorgung übergeben. Mit einem sehr hübschen, aber pechschwarzen Rahmen kommt sie an.

„Nee, bist du aber dammig! Rabentintenschwarzes Holz zu nehmen!“

„Es soll doch kein Denkmal mit Trauerschleife und Lorbeer sein — Na, ich sage ja immer, Musterkinder sind im praktischen Leben Jammergestalten.“

„Wenn er euch nicht paßt, bitte, tauscht ihn doch um!“ Lise- lotte ist etwas beleidigt. Aber daran lehren wir uns nicht. Natürlich tauschen wir ihn um — nehmen eine schönes warmes Braun dafür — und bringen den Rahmen drei Tage später wieder zurück — gegen den schwarzen — —

Unser Direktor ist auf dem Felde der Ehre gefallen.

Es ist eine große Trauerfeier.

Der Bürgermeister ist da und die Stadträte, der Oberschulrat und der Chef des Gymnasiums. Direktor Mengels stolzes Brust- bild hängt bekränzt an der Hauptwand. Gleich beim Herein- kommen zieht es die Blicke an — —

Leise suchen wir unsere Plätze. Ein gedämpftes, scheues Raunen geht durch die Aula. Dann verstummt auch das.

Der Professor ist eingetreten. Er führt die tiefverschleierte Frau Direktor. Sie sitzt auf dem zweiten Stuhl in der ersten Reihe. Zwischen dem Bürgermeister und dem Schulrat. Sie sinkt mehr und mehr in sich zusammen. Sie ist nichts als ein Haufen schwarzer Sachen . . .

Der Professor, der so ungern Ansprachen hält, der viel zu oft im Saße Atem holt und zwischen Artikel und Substantiv Pausen macht, — ihm fließt heute das warme, trauernde Herz über die Lippen. Er findet große, schöne Worte. Er schickt sie als dankbare Grüße über die Hörenden hinweg zu dem Menschen, der vierzehn Jahre als Leiter hier gewirkt hat und der nun verblutet in Feindeserde schläft.

Ach, wir möchten ihr alle die Hand drücken, der Kleinen schwar- zen Frau — — Aber das geht ja nicht. So stehen wir stumm und lassen sie an uns vorüber.

(Fortsetzung folgt)

Mütter deutscher Tonmeister

Es ist ein alter Volksglaube, daß die musikalische Veranlagung eines Menschen immer von der Mutter ererbt wird, und auch die Wissenschaft hat sich um die Begründung dieser Behauptung bemüht, ohne allerdings zu endgültigen Ergebnissen gelangt zu sein. Ob nun diese Behauptung auch für die großen Tonmeister unserer abendländischen Musikgeschichte zutrifft, läßt sich aus mancherlei Gründen kaum feststellen. Vor allem, weil wir über die meisten von ihnen viel zu wenig wissen. Selbst in den wissenschaftlich gründlichsten Werken finden wir allenfalls Nachforschungen über die Väter dieser Meister und deren Stammlinien, die dann auch öfters durch Generationen, ja jahrhundertlang verfolgt werden konnten. Aber die Stammlinien der Mütter hat man völlig ungerechtfertigterweise fast immer als weniger wichtig empfunden und deshalb vernachlässigt. Allerdings haben sich die Schicksale dieser Frauen auch oft, wie einer geheimnisvollen Bestimmung folgend, jeder Nachforschung verschlossen. Nur die trockenen, unergiebigsten Daten ihrer Geburt, Verheiratung und des Todes sind uns geblieben. Aber darüber hinaus ihre Abstammung zu verfolgen, ist uns z. B. schon bei der Mutter Wagners mißlungen. Wir wissen nur, daß sie ihre Jugend in einer Erziehungsanstalt bei Leipzig verbrachte, „wo sie die Fürsorge eines hohen väterlichen Freundes genoß, als welchen sie später einen weimarischen Prinzen nannte, der sich um ihre Familie große Verdienste erworben haben sollte“, wie Wagner in seinem Erinnerungswerk „Mein Leben“ schreibt. Der Gedanke, daß sie vielleicht irgend-

Von
Friedrich Herzfeld



Mozarts Mutter, Anna Maria, geb. Pertlin



Die Mutter Beethovens, Maria Magdalena, eine geborene Kewerich
Photo-Ramme, Bayreuth

einer illegitimen Verbindung aus den Kreisen des weimarischen Hofes entstammte, ist also gar nicht von der Hand zu weisen und würde manchen sonderbaren Charakterzug Wagners erklären. Aber hinter diesem „vielleicht“ verbirgt sich eben die Tatsache, daß man hier nur auf Vermutungen angewiesen ist. Von Anzeichen einer starken Musikalität ist nichts überliefert.

Von der Mutter Johann Sebastian Bachs wissen wir nur, daß sie kurz nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes, eben des großen Bach, gestorben ist. Von ihrem inneren Leben ist uns nicht der kleinste Zug bekannt. . .! C. M. von Webers Stammlinie endet bei der Großmutter in geheimnisvollem Dunkel.



Lea Mendelssohn-Bartholdy,
geb. Salomon

Auch von irgendwelchen starken musikalischen Veranlagungen der Mütter Händels, Beethovens, Mozarts, Schumanns und Schu-



Stiefmutter Anna Schubert, geborene Kleyenböck
Bleistiftzeichnung von Moritz von Schwind (2)

berts, von denen uns im übrigen reichlicheres Material gegeben worden ist, läßt sich nichts entdecken. Gewiß mag die Vorliebe von Mozarts Mutter für derb-komische Szenen im Sohne noch bei der Schöpfung des Papageno nachgeklungen haben, und Händels Mutter mag als Tochter eines evangelischen Pfarrers ihrem Sohne den Geist und die Tradition des evangelischen Kirchenliedes mit vererbt haben. Sie waren stille Frauen, meistens irgendeiner Handwerkerfamilie entsprossen, die in der wirtschaftlichen Sorge für ihre Familie aufgingen. Die Laufbahn ihres großen Sohnes verfolgten sie mit heimlich-freudiger Anteilnahme. Irgendein unbewußtes Gefühl band sie vielleicht stärker gerade an diesen Sohn als an ihre anderen Kinder. Aber keine hat die Größe und überpersönliche Bedeutung ihres Geniekindes voll erkannt. Keine konnte ihnen in ihren Kämpfen um die Anerkennung der Welt eine Kameradin und Mitkämpferin sein. Eine Frau Rat Goethe oder Henriette Feuerbach sucht man unter ihnen vergebens. . .! Nur Felix Mendelssohn-Bartholdy war auch hierin ein Sonnenkind des Glücks. Er als einziger konnte offenen Herzens einer nicht nur blind liebenden, sondern auch geistig verständnisvollen Mutter die Stationen seiner Kämpfe und mehr noch der Erfolge seiner Glückslaufbahn anvertrauen. Aber die Sorge fast aller anderen Mütter war immer nur, ihre Söhne zu dem gesicherten Alltag eines bürgerlichen Berufes zurückzuführen. Der Auftrag von Mozarts Mutter, den sie als treu und klawisch Gehorchende von ihrem strengen Gemahl für die große Pariser Kunstreise erhalten hatte, endete mit der Aufsicht über den sittlichen Lebenswandel — hier mit wenig Erfolg — und der Sorge für die warmen Strümpfe. . .! Um die Erziehung R. Schumanns konnte sich sein Vater wegen der aufzehrenden Berufssorgen fast nie kümmern. So wurde der kleine Robert als außergewöhnlich schönes und begabtes Kind von seiner Mutter und einigen anderen Frauen mehr ver- als erzogen.

Später, als sein Vater gestorben war, versagte sie ihm die Erfüllung seines einzigen Wunsches: des Studiums der Musik. Erst nach langen Kämpfen gelang es ihm, von dem trockenen „Jus“ verschont zu werden. Schuberts Stiefmutter weinte vielleicht manche Stunde um ihren vom Vater aus dem Hause verbannten Franzl. Aber was konnte sie anderes tun, als ihm heimlich dann und wann ein paar Groschen zuzustecken?

Man könnte nach alledem annehmen, daß die Mütter im Leben unserer großen Tonmeister keine allzu große Bedeutung gewonnen hätten. Aber dann tritt bei all diesen Männern die eine furchtbare Katastrophe ein, die ihr Leben zu zerreißen droht und die es in jedem Falle bis auf die Wurzeln aufrührt und umgestaltet: Der Tod der Mutter! Hier brechen die erschütterndsten Klagen aus, all ihre Bindungen mit der Vergangenheit scheinen durch diesen Tod zerstört zu sein. Nun stehen sie allein, arm und verlassen vom Besten, das sie an diese Erde band. Beethoven reiste bei der Nachricht vom baldigen Tod seiner Mutter von Wien nach Bonn und stieß an ihrem Sarge die erschütternden Worte aus: „Oh, wer war glücklicher

als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte!“ Mozart trug allein in dem unübersehbar großen Paris seine Mutter auf den stillen Friedhof von St. Eustache, und in diesen Tagen zeichnete seine fliegende Hand auf einem einfachen Notenblatt die qualvoll zerrissenen Dissonanzen der großen A-Moll-Klaversonate auf, in dessen rollendem Oktaventremolo der Trommelwirbel des Todeszuges nachzuklingen scheint. Händel eilte aus London herbei, seiner Mutter in der Todesstunde beizustehen. Um noch wenige Stunden an ihrem Todeslager verweilen zu können, schlug er die lange nachgesuchte Begegnung mit J. S. Bach aus, so daß sich die beiden größten Geister der Musik ihrer Zeit nie persönlich gegenüberstanden haben. Als Brahms die Nachricht vom Tode seiner Mutter erhalten hatte, ging er an den Flügel und versank in die jenseitigen Klänge seiner über alles geliebten Goldbergvariationen. Auch alle anderen großen Tonmeister scheinen diesen Wendepunkt ihres Lebens besonders innerlich erlebt zu haben.

Jener alte Volksglaube irrt also wohl, wenn er sich die musikalische Veranlagung von der Mutter ererbt vorstellt, denn keine von ihnen und keiner ihrer Ahnen war über den alltäglichen Durchschnitt hinaus musikalisch begabt. Und wenn auch sonst keine geistige Aktivität und kein Gedankenaustausch über irgendwelche Kräfte des Kosmos Mutter und Sohn immer wieder erneut zusammenführte, so beweisen doch die erschütternden Klagen beim Tode der Mutter, daß hier ein

Band zerrissen sein mußte, dessen Zeugnisse sich vielleicht nicht in Worten und Briefen aussprechen ließen und die deshalb auch nicht bis auf unsere Tage gelangen konnten, das aber trotzdem etwas Unersehbare im Herzen des Sohnes bedeutet haben mußte. Dieses Band wurde von einer anderen, Wunder wirkenden Kraft geflochten: dem stillen Dasein, dem Dabeisein der Mutter, die dem Kinde im mütterlichen Heim, im Elternhause erst den Boden schuf, auf dem seine ererbte musikalische Veranlagung erwachsen konnte. Fast alle die Großen erhielten auch von ihnen die ersten Anweisungen auf dem Klavier.

So finden wir in der Tat, daß nicht ein einziger unserer großen Tonmeister eine gleichgültige oder gar innerlich fremde Mutter hatte, mit der ihn so wenig verband, wie z. B. Luther und Bismarck für ihre Mütter fühlten und wie Händel und Beethovens Väter recht bedenkliche Charaktere waren. Mögen die Männer der rein geistigen Taten ihren Weg immerhin ohne das Walten einer fürsorgenden Mutter gefunden haben, Musik, deren wichtigste Komponente das Gefühl ist, braucht zu ihrem Wachsen und Erblühen die Bindung an das Weibliche und deren eigentliche Welt: Heim und Familie. Die ideale Verkörperung dieser Weiblichkeit wird aber zumindest in den entscheidenden Jahren des Persönlichkeitswerdens immer die Mutter sein.

Fips darf mit ins Paddelboot

Aufnahmen von Ph. Reisser * Verse von Johannes Schürmann



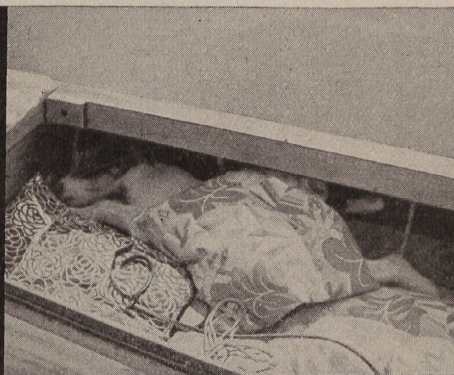
Fips ist freud- und erwartungsvoll,
Weil er mit Frauchen paddeln soll.

Voll Eifers stellt er seinen Mann
Und legt tatkräftig Hand mit an.



Mit allem will er wohlvertraut sein —:
„Wo mag der Proviant versteckt sein?“

Na Gottseidank! Sie hat vergessen
Auch nicht das Wichtigste: das Fressen!



Ein Trunk von primitiver Art
Wird für den Nachttisch aufgespart.

Erfüllter Pflicht bewußt und brav
Sinkt Fipschen dann in sanften Schlaf

Und denkt, aufs feste Land versetzt:
Ein ganzer Seemann bin ich jetzt!



Art gehört zu Art

Erzählung von Eilhard Erich Pauls

Die Weltgeschichte berichtet nicht viel von den innigen Beziehungen, die doch einmal zwischen dem Haag, den Generalstaaten und Bombüll bestanden haben. Bombüll ist ein Dorf, das im Kirchspiel Klangbüll gelegen ist. Aber in Emmerleß, nicht mehr in der Marsch, sondern schon auf der Geest gelegen, beginnt dieses innige Stück Weltgeschichte, und in Emmerleß gab es damals nicht viel mehr als den einen Hof des Klas Jepsen.

Als sie in der Heumahd waren und müde Mittagspause machten — sie saßen beide am trockenen Grabenrand und verzehrten ihr Brot mit Speck —, da fing der Bauer davon an zu reden, und es war das dritte Mal, daß er solches seiner Großmagd vorbrachte. Es mußte ihm also ernst damit sein.

„Gret“, sagte Klas Jepsen und schnitt sich dazu ein besonderes Stück von der Seite. (Weshalb es auch lange dauerte, bis er in seinem Text weiter kam.) „Du mußt das doch schließlich einsehen, daß wieder eine Frau auf den Hof gehört.“ Seine Erste war nämlich mit Hinterlassenschaft von zwei Kindern vor nunmehr einem Jahr gestorben. Die Gret antwortete nichts und legte die Hände in den Schoß. So mußte der Bauer von neuem beginnen. Er wurde deshalb nicht zärtlich, er legte keinen Arm um die runden Schultern seiner Großmagd, obwohl er natürlich sah, daß sie eine stattliche Dirne war.

„Auf Geld brauch' ich nun nicht mehr zu sehen“, sagte Klas Jepsen. „Der Hof braucht eine Bäurin, und eine bessere als dich weiß ich nicht.“

„Und Niß Ipsen?“ fragte die Gret.

„Wie lange ist das her?“ antwortete der Bauer. „Und wo ist Niß Ipsen? Das ist gewiß schon zwanzig Jahre her.“ Nun wurde der Bauer eifrig. „Noch ein Jahr, Gret, dann bist du dreißig. Dann wird es wohl so langsam zu spät für dich werden.“

„Es ist vierzehn Jahre her, Bauer“, antwortete die Großmagd ruhig und klopfte die letzten Krumen von ihrem Rocke, „und damals war ich fünfzehn.“

Der Bauer schwieg. Er aß bedächtig zu Ende. Und als nichts mehr übrig war, blickte er über die Wiese und den Rest, der noch zu mähen war. Sie würden vor Abend gut fertig werden. Oh, die Gret konnte arbeiten! Mit den Kindern war sie gut. Geschichten mit den Knechten machte sie nicht. Es gab keine bessere Bäurin auf Emmerleßhof.

„Was war das mit Niß Ipsen?“ fragte er. „Nicht, als ob mich das irgendwie angeht! Ich frage nur so.“

Die Gret sah in die Weite. Nein, sie war nicht mehr fünfzehn Jahre alt. Ihre Lippen waren schmal und hart geworden.

„Es ist nicht so, Bauer, daß sich Euer guter Ganser irgendein dummes Huhn zur Eheliebsten ausucht“, sagte die Gret. „Art gehört zu Art, und der Niß war Knecht auf Bombüll, als ich Jungmagd war. Es ist nun vierzehn Jahre her.“

„Eine lange Zeit“, bedachte der Bauer. „Und du wirst dreißig.“

„Da fielen die Schwedischen über den Hof —.“ Die Gret erzählte es sich selber und sah in die Weite. „Ich habe nie so oft daran gedacht wie in dieser Zeit. Weil du solche Fragen an mich stellst, Bauer. Es waren wüste Kerle. Einer ihrer Offiziere war es, an der Schärpe war er zu erkennen. Als der in meine Kammer drang, schrie ich nach Niß. Es wird laut genug gewesen sein. Und ehe ich zum zweiten Mal geschrien hatte, sprang er durch das Fenster. Er hatte einen Hammer in der Hand. Und es war höchste Zeit. Ich konnte mich nicht länger wehren. Da schlug er los, und der Offizier war sofort tot. Niß hielt mich, und ich weinte.“ Ihre Lippen waren fest ineinander geschlossen, aber in ihren fernen Augen leuchtete ein schönes Glück. „Was sollten wir anfangen, wir beide? Wir mußten fliehen. Damals brachte mich Niß nach Emmerleßhof, und die Frau verdag mich. Er käme wieder, sagte Niß, und holte mich.“ Nun blickte die Gret voll auf den Bauern. „Ich warte auf Niß.“

Klas Jepsen nickte nur und seufzte. Er blickte in die Weite, er sah zuletzt nur die Wiese und den Rest, der noch zu mähen war. Er stand auf und griff nach der Sense. Auch Gret erhob sich. Sie wollte dem Bauern die Hand reichen. Sie hatte Mitleid mit dem Bauern, denn natürlich: Der Hof brauchte eine Frau. Aber dann nahm sie die Forke.

„Art gehört zu Art, Bauer“, sagte die Gret. „Niß Ipsen war im Dienst wie ich.“

Und es war genau zu derselben Zeit, daß im Haag Amalie von Solms nach überstandenen Wochenbett ihren ersten Staatsrat abhielt. Sie hatte ihr Kind auf dem Arme, aber ihr Kind schlief. Wilhelm der Dritte Heinrich von Dranien war das, acht Tage alt und der Vereinigten Provinzen Erbstatthalter, Generalkapitän und Großadmiral. Wilhelm der Zweite war ein paar Tage vor dessen Geburt an den Blattern gestorben, und Amalie von Solms trug tiefe Trauer. Es war kein leichtes Ding für die Regentin. Oh nein, die Generalstaaten in Amsterdam würden alles tun, um die Macht der verhassten Dranier zu brechen. Es galt, alle Freunde zusammenzuhalten. Sie mußten alle neu verpflichtet werden. Amalie von Solms sah auf den Kriegsmann unter ihren Räten, der stattlicher war als sie alle, blond und hager und mit wasserblauen Augen. Amalie von Solms lachte.

„Admiral!“ sagte sie, und der blonde Kriegsmann erschraf.

„Ich denke daran, wie Ihr den de Witt gefangenahmt“, sagte die Regentin, „den Jan de Witt, den gefährlichsten aller Feinde Draniens, den Ratspensionär von Holland. Es könnte einmal wieder nötig werden. Ich denke, es ist an der Zeit, Euch zum Admiral der Vereinigten Provinzen zu ernennen, Nis de Bombell. Ich bin Eure geneigte Erbstatthalterin.“

Der neu ernannte Admiral nickte ernst und bedankte sich höflich. Aber ehe Amalie von Solms ging, winkte sie ihn noch einmal zu sich heran. Amalie von Solms war sehr gnädig, und ihre Lage war derart, daß sie alle ihre Klugheit zusammennehmen mußte.

„Gibt es nicht noch ein festeres Band, Admiral, Euch an Dranien zu binden?“ fragte sie leise. „Ihr seid noch immer unbeweiht, Mynheer de Bombell. Ist unter meinen Frauen keine, die Gnade vor Euren Augen findet?“ Aber noch im Hinausgehen wunderte sie sich, wie tief ihr Admiral von dieser Frage getroffen wurde.

Sie beglückwünschten alle den Admiral, und zuletzt blieb er mit seinem Adjutanten allein. Er warf sich in einen Stuhl und deckte die Hand über seine Augen.

„Woran denken Eure Excellenz?“ fragte der Adjutant. Er war ein junger Mann, Henrikus van Doorn, und, da er ein Holländer war, ein fröhlicher Mann, und da er mit dem Admiral zusammen schon manches Seegefecht gegen französische und schwedische Schiffe durchkostet hatte, so hatte er Grund, sich über den Admiral zu wundern. Die Excellenz antwortete wie aus weiter Ferne.

„Ein Mann, van Doorn“, sagte der Admiral, und die Hand nahm er von den Augen, „ein Mann kann viel und lange veressen. Den Mann macht dieses aus, daß er sein Wort hält, Mynheer.“

Sein Adjutant lachte. „Als ob Nis de Bombell nicht dafür bekannt wäre“, antwortete er, „daß er Freund und Feind immer sein Wort gehalten hat.“

„Und wenn er ein Wort vergessen hat, Mynheer van Doorn?“ lachte der Admiral.

„Dann ist es ein Frauenzimmer gewesen“, lachte der Adjutant. Er lachte unbändig. „Denn einen Kostverächter wie den Admiral gibt es nicht zum zweiten Male in den Vereinigten Provinzen und nicht zum zweiten Male auf den Flotten aller seebefahrenen Staaten.“

„Ihr seid mein Mann, Henrikus van Doorn“, rief er und schlug seinem Leutnant derb auf die Schulter. „Es wird keine stille Zeit für uns werden, Leutnant. Die Generalstaaten werden uns schon in Atem halten, und Dranien braucht Männer. Das ist kein Mann, der sich mit Dingen herumschlägt, die nicht abgetan sind. Und auch ein Frauenzimmerwort, Henrikus, muß gehalten werden.“

Und dann gab er seinem erstaunten Leutnant, der immer ein fröhliches Lachen auf den Lippen hatte, raschen Auftrag. Sogar ein Schreiben gab er ihm mit, und Henrikus van Doorn machte sich auf den Weg. Der Admiral war nicht gewohnt, daß gezaubert wurde.

Es war für Mynheer van Doorn nicht so leicht, Bombüll zu finden, das im Kirchspiel Klangbüll liegt, und noch ein wenig schwerer ward ihm der Weg nach Klas Ipsens Hof zu Emmerleff. Aber dort piff der Bauer durch die Zähne, obwohl er am liebsten seinen Hund auf den fröhlichen Holländer geheßt hätte. Und vor der Großmagd machte Mynheer van Doorn seine stattlichste Verbeugung. Die Gret las den Brief.

„Myn Grete“, stand geschrieben. „Als du nog van de Gespenning bist, t'welck du weirst, do ick mit dy daglic op Bommbell dende, so kam to my na der Haag un war myn Grouw. Ik bin tegenwoordig Holländische Admiral. Nis de Bombell, vormalen Nis Ipsen, dyn getreue Brydigam.“

„Art und Art gehören zusammen“, sagte die Gret, aber sie weinte mehr dabei, als sie lachte.

Nachher war auch Amalie von Solms damit zufrieden. Ein verheirateter Mann ist immer ein sichererer Mann als ein ungewibter.

Das Lachen

Von Wanda Icus-Rothe

Ein Hochsommertag über dem Hunsrück. Die tiefgrünen Buchenwälder standen in dunklen Linien gegen den wolkenlos blauen Himmel, das reisende Korn bog sich in seidigen Wellen vor einem hier seltenen sanften Wind.

Wir standen im Kartoffelacker, meine Freundin Berta und ich, aber wir wollten keine Kartoffeln graben. In den gehäufelten Furchen wucherte ein Unkraut, das nur wenige grüne Blätter, aber eine vielverzweigte, struppige, mit einem milchigen Saft gefüllte Wurzel hatte. „Weß“ hieß man diese Pflanze und wußte Wunderdinge zu erzählen, wieviel Milch die Kühe nach diesem Futter gäben. Der Weß war aber mehr gewachsen für die Kühe der armen Leute; die reichen Bauern zogen „Repsch“ (Raps) und Uhlgrüchen und lachten verächtlich über „den Weßbutter“, der gar keinen Geschmack hätte. Der Buttermann kaufte ihn aber gern, in der Stadt unten im Tal hatten sie feine Zungen und wollten von dem Butter „mit Geschmack“, wie er von dem strengen Stücken kam, nicht viel wissen. Darüber wurde viel gerechdet in der Gemeinde und so, wo die Leute beieinander kamen. Aber daran dachten Berta und ich im Augenblick nicht. Bertas Mutter hatte ziemlich barsch zu uns gesagt, wir sollten endlich mal mit der Rechnerei für die Schule aufhören und Weß graben gehen; die Kuh bräuchte Futter, das wäre nötiger. Da hatten wir denn hudel-strudel die Aufgaben fertig gemacht, das heißt: Berta hatte die Lösungen der Einfachheit halber schnell von meiner großen Schiefertafel abgeschrieben; nun gingen wir, die Deichsel eines kleinen Wägelchens zwischen uns, jeder einen handlichen Karst über der Schulter, leichten Herzens zum Dorf hinaus nach dem von der Mutter bezeichneten Kartoffelacker. Wir sprachen nicht viel von den schwierigen Rechenaufgaben, überhaupt nicht von der Schule, aber wir waren auch nicht verspielt und alberig wie manchmal, wenn wir über nichts und wieder nichts lachen mußten; wir wollten ganz ernsthaft eine gute Portion Weß für die Bleß holen, deren Wohlergehen uns am Herzen lag. Wir freuten uns, eine Menge des segenspendenden Futters zu finden, und wären wahrscheinlich bei sinkender Sonne fleißig und brav mit hochbeladenem Wägelchen wieder daheim gewesen, wenn, ja wenn...

Wie wir so eifrig Wurzel um Wurzel aus der schweren, dunklen Ackerkrume ziehen und auf unser Kärrchen laden, ruft plötzlich aus dem Kleeacker nebenan eine tiefe Stimme: „Ihr Mäd, könnt ihr dann nit gucke? Helft mir doch emoll!“ Wir fahren hoch, wir haben gar nicht gesehen, daß in unserer Nähe jemand geschafft hat. „Dat is jo et strack Lies“, sagt Berta, und ihre Augen lichten wie die eines Fuchses. Wir haben ein wenig Scheu vor dem „Mannskerl“, wie sie das junge Mäde im Dorf nennen, sie soll auf der Maj (Spinnstube) mit den Buben um die Wette trinken und auch, wenn es niemand sieht, einen ickenen Kloben schmauchen. Jedenfalls fährt sie im Frühjahr am Pflug, und mähen kann sie ebenfogut wie die Mannsleute. Wir zögern ein wenig, erst ein energisches „Allez uff!“ bringt uns auf die

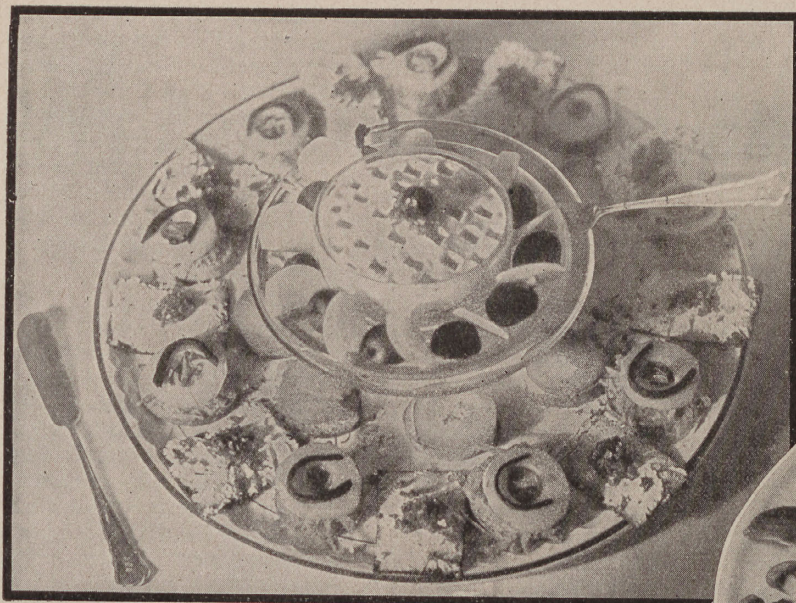
Beine und macht, daß wir unser Handwerk im Stich lassen und auf den Nachbaracker laufen. Aber wir müssen schon ein wenig lachen, so wie in der Schule, wenn wir nicht dürfen. „Dat kann die Last Klee nit uf sei stracke Budel kriege“, sagt Berta, und da stößt uns das Lachen schon. Doch wir fassen uns und kommen denn auch ganz anständig zu dem Lies und fragen leidlich ernsthaft, was da wäre und was wir helfen sollen, obwohl wir es ganz genau wissen; denn da liegt eine Last Klee, unordentlich in ein grobes Grastuch gebunden, und davor kniet hilflos das Lies und stammert mit seiner tiefen Männerstimme: „Ich bringen et nit emuf.“

Wir spucken in die Hände; das hatten wir für nötig, weil wir spüren, daß unsere sonst ganz kräftigen Fäuste plötzlich kraftlos sind. Hinter dem Rücken der Lies werfen wir uns einen Drohblick zu, der heißen soll, daß wir das einsfältige Lachen verbeissen und dem Lies helfen müssen. „Eins, zwei, drei — hopp!“ zählt das Mäde, aber bei dem „Hopp“ fliegt ihm nicht die Last, die wir schon halbwegs hochgewuchtet haben, auf die Schulter, sondern sie liegt wieder im Acker und wir von beiden Seiten darauf, lachend, daß uns die Tränen über die Backen laufen und wir von dem Kleehausen in das Feld rollen. „Ihr einsfältige Kinner!“ schimpft das Lies. „Wat is dann elo zu lache?“ Ja, das wissen wir auch nicht. Aber als wir uns mühselig ein wenig gesaft haben und uns an dem noch struppiger gewordenen Grastuch aufrichten wollen, dreht sich das auf die andere Seite, und wir liegen vor Lachen schreiend und strampelnd darunter. Jetzt stimmt auch das Lies in unser Lachen ein; aber dann reißt es uns unter der Last heraus, gibt jedem einen derben Stubb und: „Alleweil aber aufgehört, ich muß hem!“ Das sehen wir ein; wir wollen ja gern helfen und wären glücklich, wenn wir das Lies mit seinem Klee schon unten am Eingang des Dorfes sähen. Es ist doch eine Schande, hier so einsfältig zu lachen.

Wir stehen auf, klopfen die Kleider ab und kehren uns wieder zu dem Bündel. Ich bemühe mich, den Klee auf meiner Seite wieder ordentlich hineinzustopfen; zum Unglück will Berta dasselbe und haut mir dabei in ihrem ängstlichen Eifer auf die Hand. Da ist es mit der Fassung wieder vorbei, und wir kugeln mit dem Bündel wie männchenmachende Hasen über die Stoppeln.

„So ebbes hon ich noch sei lebelebtage noch nit gesiehel!“ schandiert jetzt das Lies, aber seine Stimme ist auch brüchig, im nächsten Augenblick liegt es neben uns und lacht, daß es sich die Seiten hält. Nur das Kleebündel bleibt ernsthaft, zerraut und zerzaust und durch sein bloßes Dasein zu immer neuen Ausbrüchen reizend zwischen uns. Wir können es gar nicht mehr anfassen, geschweige denn im geringsten heben; das ganze Feld ist ein kreischendes Lachen geworden; die Lies hat längst ihren Ernst aufgegeben, und selbst, wenn wir die Last mit fast übermenschlichen Kräften mal halb emporgewuchtet haben, fällt der Mannskerl vornüber, und das Futter springt über ihren Kopf, daß die Kleeblüten in ihren trolligen Haaren hängenbleiben.

„Wann ihr eso weitermacht, müssen wir die Nacht elo schlofe“, sagt das Lies, aber das nützt nichts, das Bündel kommt nicht auf ihre Schultern, sondern liegt struppig, schadenfroh und unbewegt auf den Stoppeln. Jeder kleinste Versuch, es von der Stelle zu bringen, löst unbändiges Lachen aus. Es ist zum Verzweifeln. Wir möchten weinen, sobald wir nur das nichtsnußige Grastuch sehen, und könnten dann doch vor Lachen zerspringen. Es ist nicht auf dem Lies seinen stracken Budel zu bringen, mehr wie zehnmal haben wir es probiert, und immer ist es von vorn oder hinten heruntergerollt und wir mit in die Stoppeln. Wir schwitzen, unsere aufgegangenen Zöpfe hängen uns in wilden Strähnen ums Gesicht. Und das dumme Lies — wir haben eine Wut auf das Mäde ... — tut sich das ganze Jahr wie ein Mannskerl, schwächt kein Wort mit uns und lacht jetzt noch unsinniger als wir kleinen Mäd. Wären wir doch nur fort von hier! Schließlich laufen wir mit dem letzten Rest von Willenskraft zu unserem Wägelchen, nehmen die Deichsel zwischen uns und jagen dem Dorf zu. Oben im Kleeacker steht das Lies und suchelt mit den Händen in der Luft herum wie ein Wegweiser. Wir haben ein schlechtes Gewissen und lachen gar nicht mehr, aber wir könnten jetzt auch nicht zurückgehen und dem Lies helfen. Wir haben das Gefühl, etwas Schreckliches hinter uns gebracht zu haben, aber gar nichts vor uns, denn das Kärrchen ist bedenklich leer, und die Bleß wird uns mit ihren großen Augen vorwurfsvoll über die Raufe anschauen. Und Bertas Mutter? — Es wäre gut, wenn es vorbei wäre.

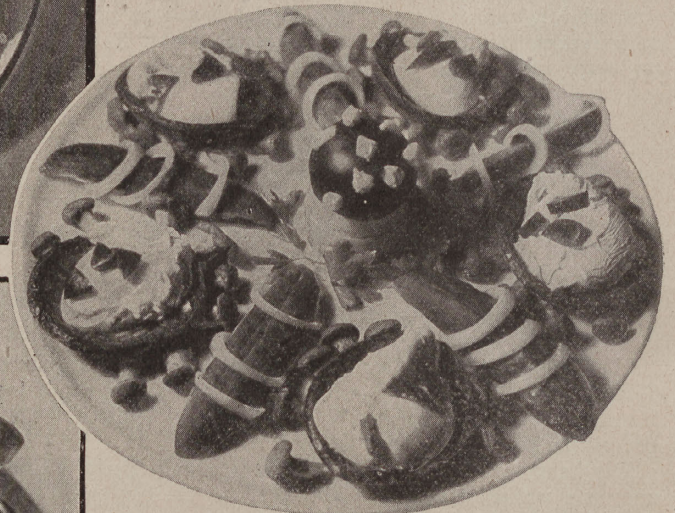


Gurken und Tomaten

Billige Käseplatte

Auf Pumpnickel wird Weißkäse und Schnittlauch gestrichen. Der Rettich wird geraspelt auf die Brötchen gelegt, darauf eine Gurkenscheibe. Harzkäse wird geteilt und gleichfalls aufs Brötchen gelegt. Die kleinen Karos in der Butter werden mit einer aus einer rohen Kartoffel herausgeschnittenen viereckigen Stange eingedrückt.

Aufnahmen: J. Schneider

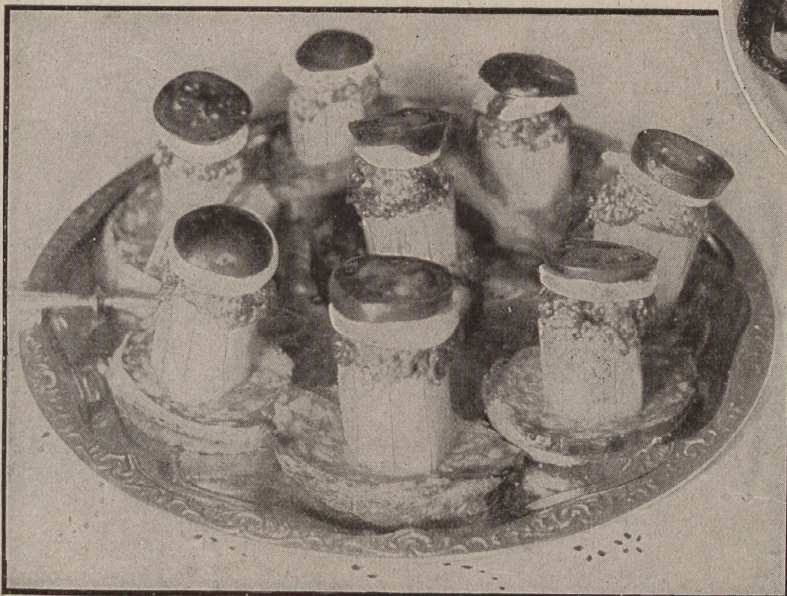


Gefüllte Gurke

Am einfachsten ist eine Fleischfüllung aus Schabefleisch, eingeweichtem und wieder ausgedrücktem Weißbrot. Vegetarische Füllung: Kalter gekochter Reis mit geriebenem Käse und feingehackter Petersilie. Auf die Weißbrotschnitten wird eine Scheibe Wurst gelegt, die gefüllte Gurke daraufgestellt, auf das Schabefleisch legt man eine Scheibe Ei und eine Scheibe Tomate, die vorher durch Essig und Öl gezogen wird.

Verlorene Eier

Eine große, dicke Wurstscheibe wird, nicht abgepellt, in heißes Fett gelegt und etwa 10 Minuten angebraten. In die durch die Hitze des Fettes entstandene Wölbung legt man verlorene Eier und garniert die Schüssel mit sauren Gurken, Pfifferlingen und Tomaten.



Berufsberatung für die Frau

Heilpädagogin

In einer Nummer des letzten Jahrgangs erwähnten Sie eine Auszubildungsstätte für Heilpädagoginnen. Ich bitte um deren Angabe.

S. M. in B.

Das in jener Auskunft erwähnte Institut ist das Trüpersche Erziehungsheim in Jena-Zophienhöhe. — Es gibt aber auch ein heilpädagogisches Seminar Berlin-Brandenburg, das vom preussischen Unterrichtsministerium gemeinsam mit dem Berliner Magistrat eingerichtet worden ist. (Anschrift Rektor Hugo Koch, Rubensstr. 17, Berlin-Friedenau.) — Ferner existiert eine „Arbeitsgemeinschaft für heilpädagogische Aus- und Fortbildung“, deren Geschäftsstelle sich im „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“, Berlin W 35, Potsdamer Str. 120, befindet. — Dorthin können Sie sich wenden mit der Anfrage, wann der nächste heilpädagogische Lehrgang veranstaltet wird. — Ob derartige Einrichtungen auch in Sachsen bestehen, darüber wird Ihnen das Landesarbeitsamt Sachsen Auskunft geben können (Anschrift Dresden-N. 1, Schulgüterstr. 7).

Stickmusterentwurf und Absatzmöglichkeiten.

Ich habe neue Stickmuster für Taschen entworfen, auch neuartiges Material dabei verwendet. Nun möchte ich die Taschen in den Handel bringen, um mir dadurch eine Einnahmequelle zu schaffen. Wie mache ich das am besten? Selbstvertrieb und Selbstvertrieb ist schwierig, da mir die Verbindungen zur Geschäftswelt fehlen. Wenn ich mich aber mit einer schon eingeführten Firma in Verbindung setze, wie sichere ich mir dabei den zukünftigen Gewinn?

A. U. in F.

Wie Sie selbst sehr richtig bemerken, kommen zwei Möglichkeiten in Frage. Bei der Selbstherstellung und dem Selbstvertrieb müssten Sie sich einen Kundenkreis schaffen und auf Grund von Aufträgen produzieren. Es käme also weniger auf Verbindungen mit der Geschäftswelt an als auf geschickte Werbung, die sich an die Verbraucherschaft richtet. Besser ist es, die Taschen an eine Firma zu verkaufen, die Ihnen einen festen Preis bewilligt und den Wiederverkauf auf eigene

Rechnung übernimmt. Der Betrag, den Sie hierbei erzielen können, wird aber ungefähr 60 Prozent unter dem Verkaufspreis liegen müssen; diese Spanne entspricht den Unkosten und der Müheverwaltung, die mit der Einführung eines neuen Artikels verbunden sind, und dem Risiko, das die Firma übernimmt. Für die Festlegung des Verkaufspreises ist ferner die Konkurrenzfähigkeit des Artikels von Belang; er darf also nicht zu hoch liegen. — Wir empfehlen Ihnen Rücksprache mit der Geschäftsleitung des größten Warenhauses an Ihrem Wohnorte, welches — laut unseren Informationen — nach neuzeitlichen Grundsätzen geführt wird und sich eines guten Rufes erfreut. Natürlich ist es gut, wenn Sie die Vorschläge, die man Ihnen möglicherweise macht, mit einem erfahrenen, Ihr Interesse wahrnehmenden Kaufmann durchsprechen, ehe Sie darauf eingehen. — Jedenfalls wäre diese Form des Vertriebs für Sie günstiger, als wenn Sie die Taschen einer Firma in Kommission geben, was selbstverständlich ebenfalls nur gegen entsprechende Gewinnbeteiligung möglich wäre. Aber das Interesse am Absatz ist beim Wiederverkäufer in diesem Falle geringer, als wenn die Ware ihm gehört. Sie werden also diesen Weg nur wählen, wenn der andere nicht gangbar ist. Natürlich müssen auch hierbei genaue Abmachungen getroffen werden in bezug auf Preis, Unkostenberechnung, Abrechnung usw., die Sie mit einem Fachmann erörtern sollten.

Filmschneiderin (-cutter)

Ausbildungsurte in technischen Filmfächern werden außerdem noch veranstaltet vom Sternischen Konservatorium, Berlin-Wilmersdorf, Günstelstraße 57, und von der einzigen staatlichen Anstalt Deutschlands, der Deutschen Theater- und Filmschule, München, Sonnenstraße 15. Das Sternische Konservatorium hat Tonfilmlehrturke auf der Tobisapparat eingerichtet, deren praktische Arbeit in den Froelich-Ateliers, Berlin-Tempelhof, unter Leitung des Filmregisseurs Carl Froelich, und in den Tobis-Ateliers, Berlin-Johannisthal, unter Leitung von Hans Conradi stattfindet. Prospekte anfordern. Die Kopieranstalt der Ufa, die „Ufa“, befindet sich nicht in Neubabelsberg, sondern in Berlin-Tempelhof, Victoriastraße 13—18.

Fräulein Else putzt sich heraus

Kragengarnitur gehäkelt

Material: 60 Gr. Seidenwolle oder 80 Gr. Angorawolle

Man beginnt am Innenrand mit 80 M. Aufschlag, arbeitet darüber 1 Reihe St. Von hier ab nur auf der rechten Seite arbeiten, also nach jeder Reihe den Faden abreißen und am Anfang wieder neu beginnen. 1. Reihe: 1 St., 1 D. St., getrennt durch 1 L., 1 St., 1 D. St., getrennt durch 1 L. usw. im Wechsel. Das D. St. stets in nur 1 St. der unteren Reihe, das St. in das nächste St., also keine M. der unteren Reihe übergehen. 2. Reihe: Das D. St., getrennt durch 1 L., kommt in das darunterliegende D. St., das St. trifft auf das untere St., man faßt hierbei aber nicht, wie üblich, das Maschenglied, sondern man holt den Faden unter dem St. hervor. Es entsteht dadurch eine Rippe. So arbeitet man fortlaufend 4 Reihen. Mit der 5. Reihe häkelt man ab. Man faßt aber hier das unterliegende St. mit 1 f. M., häkelt 1 L., 1 D. St., 1 L., dann wieder mit 1 f. M. um das untere St., 1 L., 1 D. St., 1 L. usw. An die 1. St.-Reihe an jede Seite ein Schnürchen einhäkeln, an die Enden gehäkelt längliche Pompons.

Für die Manschetten arbeitet man 26 L., schließt zum Ring und arbeitet in der Runde zuerst 1 Reihe St. Dann wie oben 4 Reihen 1 St., 1 D. St. im Wechsel. Mit der 5. Reihe wie oben abhäkeln.



Gestrickte

Kragengarnitur

Material: Mooswolle, je 10 Gr. modifarben, rot und blau. Stricknadeln Nr. 1½

Man beginnt den Kragen mit einem Aufschlag (mode) von 233 M. Man strickt darüber 6 Reihen mode 3 l., 3 r. im Wechsel. R. auf r., l. auf l. Es folgen 4 Reihen rot, 4 Reihen blau, 6 Reihen mode, 4 Reihen rot, 4 Reihen blau. Danach mit Blau abhäkeln. Man häkelt 4 L., nimmt dann mit einer f. M. 2 M. der letzten Nadel ab. Wieder 4 L., mit 1 f. M. 2 M. der Nadel abnehmen usw. Die schmalen Vorderränder des Kragens mit Blau (4 L., 1 f. M.) behäkeln.

Die Ärmelaufschläge werden ebenso gearbeitet. Man schlägt

aber nur 71 M. zu einem Aufschlag auf. 6 R. mode, 4 R. rot, 4 R. blau. Wieder mit Bogen abhäkeln. Man kann Kragen und Manschetten beliebig größer und kleiner arbeiten. Man nimmt stets als Aufschlag eine Maschenzahl, die sich durch 3 teilen läßt und nimmt 2 Randmaschen dazu.

Ido-Werkstätten, Berlin-Steglitz

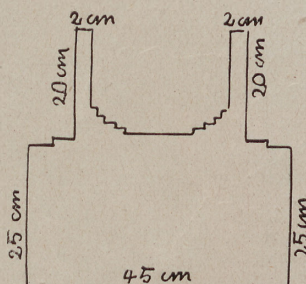
Gehäkelter Pullover

Material: 80 Gr. rote Mooswolle, 20 Gr. weiße Mooswolle. Die Wolle wird doppeltfädig verarbeitet.

Man beginnt am unteren Rand des Vorderteils mit einer Reihe von 70 L. und häkelt hierüber 68 halbe Stäbchen (h. St.). Man zieht mit einem Umschlag den Arbeitsfaden durch die untere M. und mascht mit einem neuen Umschlag zusammen. Die h. St. zieht man 1 cm lang. Man arbeitet 24 Reihen zu je 68 h. St., läßt dann an jeder Seite zum Ärmeloch 7 St. stehen, in der nächsten Reihe 3, arbeitet dann noch 3 Reihen über nunmehr 48 h. St. Jetzt jede Achsel für sich arbeiten. An der Ärmelseite nicht mehr abnehmen, St.-Zahl von hier ab gerechnet: 1. Reihe: 17 h. St., 2. Reihe: 14 h. St., 3. Reihe: 11 h. St., 4. Reihe: 8 h. St., 5. Reihe: 6 h. St., 6.—13. Reihe: 6 L. St. Die zweite Achsel entgegengesetzt arbeiten. Das Rückenteil genau ebenso arbeiten. Beide Teile an den Schultern zusammennähen. Den Ausschnitt mit einer Tour f. M. behäkeln und hierin eine Maschentour. Diese Maschentour wird von links gehäkelt und dann nach rechts umgeschlagen. 1. Masche: Den Arbeitsfaden 5mal mit einem Umschl. durch dasselbe Maschenglied holen, alles zusammen abmaschen, 3 L. nachhäkeln. In jede zweite f. M. der vorigen Reihe 1 Masche. Nach rechts umschlagen und nun das weiße Teil einhäkeln. Man arbeitet Lustmaschenbogen, 4 L. 1 f. M. Die f. M. kommt immer zwischen zwei Maschen. 1. Tour Bogen 4 L., 1 f. M., 2. Tour ebenso. 3. Tour: 4 L., 1 f. M., 3 L. 1 f. M. im Wechsel. 4.—9. Tour: 3 L. 1 f. M. 10. Tour: 3 L. 1 f. M., 2 L. 1 f. M. im Wechsel. Letzte Reihe: 2 L. 1 f. M. Durch diese Tour zieht man ein kleines Schnürchen, das man an der Seite der Halsweite entsprechend bindet. Den Ärmel am unteren Rand mit 55 h. St. beginnen. Nach 4 Reihen dem Schnitt nach abrunden.

An den unteren Rand kommen 4 Reihen weiße Bogen, 4 L. 1 f. M.

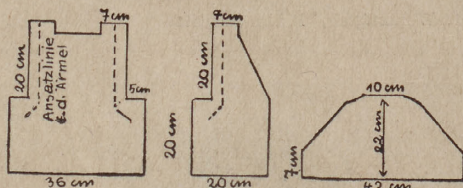
Der Ärmel wird zusammengenäht und, nachdem man die Seitennähte des Pullovers geschlossen hat, in das Ärmeloch eingnäht. Durch die unterste Bogenreihe ein kleines Schnürchen ziehen. Den unteren Rand des Pullovers strickt man an. Man nimmt hierzu die Wolle dreifach. Auf einen Ring oder 4 Nadeln nimmt man 140 Maschen und strickt 20 Nadeln 2 l. 2 r. im Wechsel und mascht ab.



Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff

Schnittübersicht. Ohne Pand
Vorder- und Rückenteil





Rückenteil Vorderteil Ärmel
Schnittübersicht zum gehäkelten Jäckchen

Gehäkeltes Jäckchen und Hut

Material: 200 g blaue Seidenwolle, 25 g weiße Seide.

Das Jäckchen wird in Sternstichen gehäkelt. Man arbeitet in der ersten Reihe 1 f. M., 1 R. im Wechsel, man übergeht mit der R. 1 M. des Anschlags. In den folgenden Reihen holt man je 1 Schlinge durch die f. M., die R. und die nächste f. M., mascht alle 4 Schlingen ab. Dann 1 R. Dieses fortlaufend wiederholen, man achte aber darauf, daß man die erste Schlinge aus der M. holt, aus der vorher die letzte Schlinge geholt wurde.

Man beginnt am unteren Rand des Rückenteils mit 70 R. Man hat in der Reihe 35 Sterngruppen. Nach 18 Reihen beginnt das Ärmloch. Man läßt an jeder Seite 4 Gruppen frei und arbeitet nun über 27 Sterngruppen noch 15 Reihen. Den Halsauschnitt freilassen und an jeder Seite für die Schultern noch 3 Reihen über je 7 Sterngruppen arbeiten.

Das Vorderteil über 38 R. mit 18 Sterngruppen beginnen. Nach 18 Reihen an der einen Seite 4 Gruppen zum Ärmloch freilassen, an der anderen Seite (Innenseite) mit der Abnahme beginnen. In jeder Reihe läßt man an dieser Seite jedesmal 1 Gruppe frei, bis man nur noch 7 Sterngruppen hat. Darüber ohne Abnahme bis zur 33. Reihe (von unten). Das 2. Vorderteil wird ebenso gearbeitet. Man schließt Schulter- und Seitennähte. Das Jäckchen wird nun ringsum mit 2 Reihen f. M. in weißer Seide (doppeltfädig) behäkelt, ebenso die Ärmelöcher. Die Flügelärmel beginnt man am oberen Rand. Über 76 R. arbeitet man 38 Sterngruppen. Nach 7 Reihen beginnt die Abnahme. An jeder Seite einer jeden Reihe eine Sterngruppe abnehmen, und zwar 3mal. Danach noch 3mal an jeder Seite einer jeden Reihe je 2 Sterngruppen abnehmen. 2. Ärmel ebenso. Den Außenrand beider Ärmel behäkelt man mit 2 Touren f. M. in Seide. Die glatte Seide (Anschlagseite) des Ärmels fest man der Übersicht nach dem Jäckchen auf. Will man das Jäckchen ohne Flügelärmel tragen, so sind diese leicht wieder zu entfernen.

Gehäkelter Hut. In derselben Stichtart arbeitet man den Hut. Man beginnt mit einem Ring von 3 R. Darcin kommen 6 Sterngruppen. 2. Reihe 12 Sterngruppen.

3. Reihe 24 Gruppen usw. Man nimmt nach und nach zu, daß man in der 9. Reihe 54 Gruppen hat. Darüber noch 4 Reihen ohne Zunahme. Es folgt eine Tour f. M. (Wolle) M. auf M. Darüber 6 Reihen f. M. in Seide. (Doppeltfädig). Zu dem Rand häkelt man an die letzte Seidenreihe 1 Reihe im Sternstich, läßt aber die hintere Mitte (40 M.) frei. Die 2. Reihe ebenso, aber etwas weiter nach hinten zu arbeiten, man läßt nur 30 M. frei. Dann folgt eine Reihe ringsherum. Abhäkeln mit 2 Touren f. M. in Seide.

Mütze und Handtasche in Häkelarbeit

Material: Je 100 g braune und hellmoderfarbene Mooswolle, 100 g moderfarbene Seiden-Frotteewolle (Kieppana).

Zu der Schlingenhäkelerei benutzt man einen 1½ cm breiten Stab. Man arbeitet im Wechsel eine Schlingen- und eine Ausgleichsreihe. Bei der Schlingenreihe häkelt man eine f. M., legt den Arbeitsfaden über den Stab, dann eine f. M. Den Faden wieder über den Stab legen, dann 1 f. M. usw. Die Ausgleichsreihen werden durchweg in f. M. gehäkelt.

1. Schultertragen. Die Wolle wird vierfädig verarbeitet, 2 Fäden braun und 2 Fäden mode. Man beginnt den Kragen am unteren Rand. Über 280 R. arbeitet man 1 R. f. M. Darüber 1. Schlingenreihe und eine Ausgleichsreihe in f. M. In dieser Ausgleichsreihe jede 19. und 20. M. zusammenhäkeln. 2. Schlingenreihe. In der Ausgleichsreihe jede 18. und 19. M. zusammenhäkeln. 3. Schl.-R. Ausgl.-R.: jede 17. und 18. M. zusammen. 4. Schl.-R. Ausgl.-R.: jede 16. und 17. M. zusammen. 5. Schl.-R. Ausgl.-R.: jede 15. und 16. M. zusammen. 6. Schl.-R. Ausgl.-R.: jede 14. und 15. M. zusammen. 7. Schl.-R. Ausgl.-R.: jede 13. und 14. M. zusammen. 8. und 9. Schl.-R. mit Ausgl.-R. ohne Abnahme. Von hier ab nur noch Reihen in f. M. ohne Schlingen. 2 Reihen Frottee und 2 Reihen Wolle im Wechsel. In jeder 1. Wollreihe wird abgenommen, zuerst jede 12. und 13. M. zusammen, dann jede 11. und 12. M., dann jede 10. und 11. usw. Nach der 9. Doppelreihe Frottee aufhören. Dann in Wolle 1 Tour St. (1 St., 1 R., im Wechsel). Mit der R. die 1. M. der letzten Reihe übergehen. Darüber als Abschluß 1 Reihe Frottee 1 R., 1 f. M. im Wechsel. Die beiden Vorderränder des Kragens mit 1 Tour f. M. (Frottee) behäkeln. Durch die St.-Reihe ein Schnürchen mit Quasten ziehen.

2. Mütze. In einem kleinen Ring von 3 R. (Frottee) häkelt man 6 f. M., schließt die Reihe, wendet die Arbeit und häkelt zur nächsten Reihe 2 R. hoch. 2. Reihe: 12 f. M., 3. und 4. Reihe Wolle, in der 8. Reihe in jede 2. M. der vorigen Reihe

in der 1. Reihe in jede 3. M. 2 M. Dann folgen 2 Reihen Wolle, in der 1. Reihe in jede 4. M. 2 M. Dann weitere 2 Reihen Frottee, in der 1. Reihe in jede 5. M. 2 M.

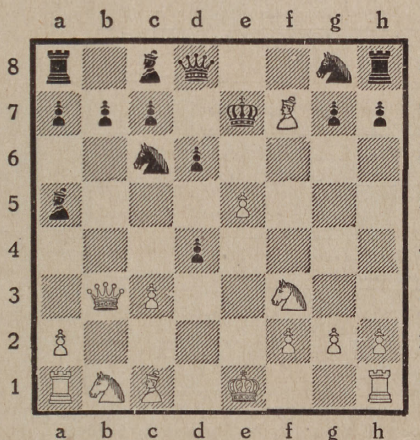
Dann 2 Reihen Wolle in jede 6. M. der 1. Reihe 2 M. usw. Nach dem 5. Mal Frottee noch 3 Reihen f. M. Wolle, man hat hier 84 f. M. in der Runde. Von hier ab ohne Zunahme 6 Schlingenreihen mit Ausgleichsreihen. Damit dieser Rand mehr halt hat, verwendet man zu diesen Schlingenreihen die Wolle 4fach (2 Fäden braun, 2 Fäden mode). Abhäkeln mit 2 Reihen fester M. in Frottee.

3. Handtasche. Hierzu verwendet man die Wolle 4fach (2 Fäden braun, 2 Fäden mode). Eine Kette von 70 R. (Wolle) schließt man zum Ring, arbeitet darüber 1 R. f. M. Es folgen 4 R. Schlingen mit 4 Ausgleichsreihen, immer M. auf M. Darüber 4mal im Wechsel 2 Reihen Frottee, 2 Reihen Wolle in f. M., als Abschluß 2 Reihen Frottee. Dieses in der Runde gearbeitete Teil legt man zusammen und näht die unteren Seiten (Anschlagreihe) zusammen. In den oberen offenen Rand näht man einen 18 cm langen Reißverschluss. An die obere Ecke einen Ring von ca. 40 R. aus Frottee anhäkeln. Die Tasche ist mit einem einfarbigen Seidenstoff abzufüttern.



Das königliche Spiel

Geleitet von F. Sämisch



Stellungsbild nach dem 9. Zuge von Weiß (e4-e5!)

18. Dc7-c8+ Dd6-d7 19. Sb1-d2 Tf7-e7 20. Sd2-e4 Dd7-c8 21. Te1-c8 h7-h6 22. Ta1-e1 g7-g6 23. La3-b2 g6-g5 24. Tc8-f8 Te7-g7 25. Lb2-d4 e5-d4 26. Se4-f6+ Ke6-f5 27. Sf6-g5+ Kf5-g6 28. Te1-e6+, und Schwarz gab auf.

Anmerkungen: 1) Die von Alapin empfohlene Verteidigung. Die alten Meister spielten riskanter e5-d4 und erhöhten dadurch die Angriffschancen des Angiehenden. 2) Spielt Weiß auf Rückgewinn des Gambitbauern durch 7. d4-e5 d6-e5 8. Dd1-d8+ Sc6-d8 9. Sf3-e5 usw., so würde er dem Nachziehenden die besseren Endspielchancen überlassen, da die Bauern a2 und c3 vereinzelt stehen. Nach dem Damentausch hätte Weiß auch keinen Angriff mehr. 3) Ein grober Fehler; Dd8-d7! mußte geschehen. 4) Hätte er Ke8-f8 gespielt, so wäre 9. Lf7-g8 und auf Th8-g8 10. Sf3-g5! gefolgt. 5) Ein sehr starker Zug. 6) Auf Sc6-e5 wäre 10. Sf3-e5 und auf d6-e5 11. Lf7-g8 Dd8-g8 (Th8-g8? 12. Le1-g5+) 12. Db3-a3+ nebst Da3-a5 gefolgt. 7) Erwägungen, denn auf Ke7-f6 (Ke7-d7 13. Db3-e6+) würde 13. Db3-e6+ nebst La3-c1+ und De6-h3+ folgen. 8) Erwägungen infolge der Drohung b4-b5+ usw. Schwarz verliert so aber eine Figur und steht nun völlig hoffnungslos.

Richtigstellung der Aufgabe Nr. 178 von L. v. Scazz. Weiß: Kf2, Da6, Ta3, Tb7, Lb8, Sh3 (6). Schwarz: Kh1, Ba2, b3, c4, d5, e6, f7 (7). Matt in zwei Zügen. Die richtige Lösung ist 1. Sh3-g5!

Am Spieltisch

Bridge-Aufgabe Nr. 66

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker

♠ A, 4, 2
♥ —
♦ A, 10, 8, 5, 2
♣ —
9, 8, 6, 5 ♠
8, 4 ♥
K, B ♦
— ♣
A
B
D, B, 7
♥ B
♦ D, 9, 7, 6
♣ —
♠ K, 10, 3
♥ 10, 9, 7, 6, 3
♦ —
♣ —

Es wird Ohne gespielt. A am Spiel macht fünf der acht Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 65

A: Herz As, Karo 10, 6, 5, Kreuz 7; B: Pik Dame, Herz Dame, Pube, 9, 6; Y: Pik As, Karo 9, 4, 3, 2; Z: Karo 8, 7, Kreuz König, 9, 8. Karo ist Trumpf, A am Spiel macht zwei der fünf Stiche. A darf nicht Kreuz vorspielen, sonst schnappt Y und zieht Pik As, und A nimmt nur einen Stich. Herz As zu ziehen, hätte das nämliche Ergebnis. Wichtig ist Karo 10, und dann nicht Trumpf oder Herz, sondern Kreuz. Ob nun Y schnappt oder nicht, A macht immer einen seiner kleinen Trümpe, weil Z an Stich kommt und Kreuz ziehen muß, das A zu schnappen droht.

Patience 37

„Wellgunde“ (2 Spiele zu je 52)

Aufgabe: Schichten mit Farbenzwang von je 12 Karten auf 4 verschiedenfarbige Aste steigend, auf 4 ebensolche Könige fallend.

Ausführung: Die vorher den Spielen entnommenen Grundkarten legt man nebeneinander in 2 Quadranten aus, Aste links, Könige rechts. Sodann legt man unterhalb vom Block einen Rahmen 9 offener Karten in 3 waagerechten Reihen zu je 3 Hilfskarten untereinander aus. Alle



Nivea-Creme: RM 0.15 bis 1.00 / Nivea-Öl: RM 1.00 u. 1.60

Lerna richtig sonnenbaden

Das heißt, bevor Sie Ihren Körper den Sonnenstrahlen aussetzen, reiben Sie ihn kräftig mit

NIVEA-CREME oder NIVEA-ÖL



ein. Beide enthalten Euzerit; sie sind deshalb gewissermaßen „naturgegeben“ und können nicht ersetzt werden, weder durch „Wundercremes“, noch durch „Nachahmungen“, die Ihnen als „ebensogut“ empfohlen werden sollten. Sie vermindern die Gefahr des Sonnenbrandes und geben wundervoll bronzene Hauttönung.

An heißen Tagen wirkt Nivea-Creme angenehm kühlend, bei unfreundlicher Witterung hingegen schützt Sie Nivea-Öl vor zu starker Abkühlung, die leicht zu Erkältungen führen kann.

Eins aber bitte beachten: **Nie** mit **nassem** Körper sonnenbaden und stets **vorher** einreiben!

In den ersten zehn Lebensjahren NIVEA-KINDERSEIFE

Preis 54 Pfg.



Denn die empfindliche Haut der Kleinen sollte nur mit dieser, nach ärztlicher Vorschrift hergestellten, milden und reinen Kinderseife behandelt werden. Schonend dringt ihr seidenweicher Schaum in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde, kräftige Hautatmung. Und was das bedeutet, merken wir Erwachsenen an uns selbst; Wohlbefinden und Gesundheit hängen von ihr ab. Also, Mütter, im ersten Jahrzehnt keine andere als Nivea-Kinderseife für die zarte und empfindliche Haut!



Rahmenkarten sind frei; schichtbare darf man sofort schichten. Wiederbelegen der Freipläze muß vom Block her erfolgen. Weiter Karten nebeneinander verwendet man diese besten; nichtverwendbare kommen in einen verdeckten Stapel. Diesen legt man nach Blockverbrauch umgemischt und umgewendet als neuen Block nochmals aus. Bei diesem zweiten Auslegen kommen un verwendbare Karten in einen offenen Stapel. Man darf nunmehr passende Karten des Rahmens, vom Block kommende und die freie Stapelkarte (die jeweils oberste) auf andere freie Rahmenkarten fallend oder steigend usw. schichten; von solchen Schichten ist nur die oberste Karte frei. Rahmen-Freipläze, die wie bisher stets vom Block zu belegen sind, darf man nicht vorübergehend aufsparen; man darf sie aber vor Wiederbelegen zum Umlegen von Rahmenkarten ausnutzen. Nach beendeten zweitem Block-Auslegen muß man alle 8 Schichten vollenden können. 27 347

Ergänzungsaufgabe

Re	AL	schu	LE
Sel	LE	bar	DE
Amts	VOR	ste	HER
Der	TEI	di	GUNG
Te	LE	gra	PHIE
Wil	HEL	mi	ME
Lie	FEN	mef	SONG

al — de — fen — gung — hel
— her — le — le — le —
ne — phie — sung — tei — vor
Die Silben sind so in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß bekannte Wörter entstehen. Die zweiten Silben der richtig zusammengestellten Wörter ergeben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort. 017740

Silbenrätsel

a — a — al — bahn — baum — chin — di — di — do
— e — e — ein — en — ger — gym — in — ka — ku —
land — le — ling — litz — ma — ma — ment — na — nen
— ner — net — nu — o — on — pi — rat — re — renn —
ri — ri — si — skript — son — stieg — tah — taph — te
— ter — ti — tief — tra — u — uhr — um — ver — zett

Aus vorstehenden 54 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. schimpfliche Handlung, 2. primitives Wasserfahrzeug, 3. höhere Lehranstalt, 4. Gliederpuppe, 5. großer Schachmeister, 6. Staat der USA, 7. Insektenlarve, 8. sportliche Anlage, 9. Überlieferung, 10. Ureinwohner Nordamerikas, 11. Finkenart, 12. mehrstimmiges Tonstück, 13. wichtiges Schriftstück, 14. Heidepflanze, 15. schriftliche Arbeit, 16. primitiver Zeitmesser, 17. Oper von Eugen d'Albert, 18. Grabchrift. 27 444

Kreuzworträtsel

1	M	2	E	D	3	E	A		4	R	I	5	E	6	S
7	A	R	O	N				8	L	I	A	N	E		
		N			9	T	U	B	E			G	R		
11	A	S	12	T	E	R		13	S	14	T	E	G		
		T	R				15	N	16	O	A	H		E	
17	G		18	A	D	E	R			20	O	A			
21	R	O	22	N	E			23	L	24	A	R	O	25	O
	O	F			26	L	E	A	R			E	E		
27	B	E	T	O	N			28		B	A	N	S		
29	E	R	I	S				30	L	O	T	T	E		

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Drama von Grillparzer, 4 Papiermaß, 7 Ruh- und Bierpflanze, 8 Schlingpflanze, 9 Blechhülle, 11 Herbstblume, 13 Aufweg, 15 Urwälder, 18 Blutgefäß, 21 altgermanisches Schriftzeichen, 23 Tonmaß, 26 Schafspeereicher, 27 Dramenheld, 28 Baumaterial, 29 Götter der Zwirnerei, 30 Figur aus Werthers Leiden.

b) von oben nach unten: 1 römische Göttin, 2 männlicher Vorname, 3 Schwimmvogel, 4 Stadt im Freistaat Sachsen, 5 schmale Stelle, 6 Wollstoff, 10 Achtenkrug, 12 Fett, 14 nordischer Gott, 16 Nebenfluß der Saale, 17 Bergwerk, 19 griechische Insel, 20 Vertreter, 22 Strand, 24 jagenhaftes Schiff, 25 Schlinge. 27 333

Urlaubsreise

Ich wollt' im Urlaub nach Einsvier fahren.
Da aber die Ärzte der Ansicht waren,
Daß eine Zweidrei mir dienlicher sei,
Fuhr ich nach einem Dreivier im Einszwei.

In diesem Bier, von Zwei umgeben,
Konnte der Drei gemäß man leben.
Gesund und gestärkt kam ich nach hier.

Das alles verdank' ich dem Einszweidreivier. 27360

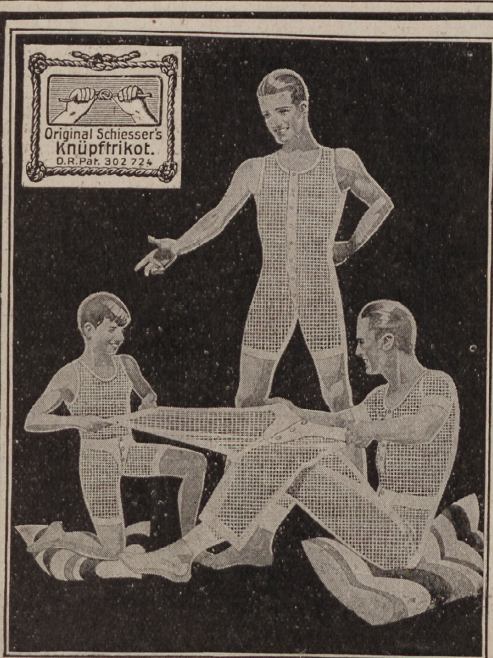
Wenn Sie von kraftlos gewordenen Ueberlieferungen unbefriedigt sind oder durch die Nöte und Enttäuschungen der Gegenwart geängstigt werden, muß es Ihnen fast unmöglich scheinen, daß es in aller Stille ungezählte Menschen gibt, die in sich eine vollkommen unerschütterliche Gewißheit gefunden haben. Wie diese ruhevolle Sicherheit zu erlangen ist, davon handelt das neue umfassende Buch von Bö Yin Rā, J. Schneiderfranken, „Der Weg meiner Schüler“, das in jeder guten Buchhandlung zum Preise von RM 6.— erhältlich ist sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig



Druckschrift Nr. 3 kostenlos

Trotz Sonnenglut

zarte weiße Haut ist der Wunsch der vornehmen Dame. Die verbrannte Haut ist nicht immer das untrügliche Zeichen von Gesundheit; Gesicht, Arme und Hände schützt man vor den sengenden Sonnenstrahlen und verleiht der Haut jenes distinguierte Matt mittels Creme Leodor, das von der vornehmen Welt bevorzugt wird. Die wundervoll kühlende Wirkung der Creme Leodor schützt jeder schon nach kurzem Gebrauch. Diese Creme ist auch eine vorzügliche Unterlage für Puder. Der dezente Geruch wird immer angenehm empfunden. Tube 54 Pf. und 90 Pf. Diese Hautpflege wird wirksam unterstützt durch Leodor-Edel-Seife, Stück 45 Pf. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.



Original Schiessers Knüpftrikot

D. R. P. 302 724

Hygienisch das einzig Richtige.

Die beste poröse Unterkleidung weil sie sich nicht verdreht, haltbar und elegant ist.

Edt ägyptisch Mako, zweifädig in gut sortierten Spezialgeschäften erhältlich

All. Fabrikant.

J. Schiesser A.-G. Radolfzell a. B.

Es lösen die fesseln von Depression.
Müdigkeit u. Überbürdung
die echten
Kola Dallmann
45 Jahre unübertroffen!
PREIS 90 Pf. PREIS 90 Pf.
»Trübsal, wer diesen befeidenen, leistungsfähigen Helfer nicht in seine Dienste stellt.«
Aus einer Zusage